BALTISCHE HEFTE

Band 15

1969

Herausgeber und Verlag Harro v. Hirschheydt
Hannover-Döhren

Inhalt:

Baron Adolf Pilar v. Pilchau	Memoiren	7
Helmuth Stegman	Der Landgüterbesitz in den Ostseeprovinzen um die Mitte des XIX. Jahrhunderts	61
Margarethe Lindemuth	Die lettischen Parteien und ihre Programme 1905	75
Oskar Baron Buxhoeveden	Der Kommunistenaufstand auf Oesel 1919	88
Oskar Angelus	Die Umsiedlung der Estlanddeutschen 1939/40	104
Baron H. A. v. Buxhoeveden	Ein General und eine Mystikerin	144
O. Kaehlbrandt/W. Bergengruen	Ein Landsmann von der besten Art	190
Harry Anderson	Feuersbrünste und Feuerwehr in Dorpat	194
Baronin A. v. Knorring	Die Kertelsche Tuchfabrik und Baron Ernst Ungern-Sternberg	203
Martha Grimm	Sommerfreuden am livländischen Strande	217
Marie Redlich:	Erinnerungen	227
Walter Leo Lange:	Das Nothilfezeichen	237
Bücherschau		239

Baltische Familiengeschichtliche Nachrichten:

Ruth Hoevel	Siftungen für baltische Kirchen	266

Verlag und Redaktion: Harro v. Hirschheydt
3 Hannover-Döhren, Postfach 26 07 69

Druck: Mayer & Söhne KG, Aichach-Obb.

Umschlag-Entwurf: Otto Narewksi

Amt des Landmarschalls betraut, und die durch Rücktritte freiwerdenden Posten der Landesvertretung mit neugewählten Repräsentanten besetzt. Der Kampf zwischen den beiden Parteien zog sich durch die gesamte weitere Amtszeit Baron Pilars hin und erreichte weitere dramatische Höhepunkte in den Jahren 1918 und 1919, die ihren Niederschlag in seinen Erinnerungen gefunden haben.

Die vorstehenden Vorbemerkungen sind im Kontakt mit den Angehörigen Baron Pilars verfaßt und teils von ihnen selbst entworfen.

H. v. Foelkersahm

Bilder aus meinem Leben als Landwirt, Verwaltungsbeamter und Politiker von 1875 bis 1920

von Adolf Baron Pilar v. Pilchau

Auf Drängen vieler meiner Freunde und Verwandten habe ich mich dazu entschlossen, die langen Winterabende in der Holsteiner Einsamkeit dazu zu benutzen, um Erinnerungen aus meinem Leben zu Papier zu bringen. —

Meine Freunde haben dabei ganz besonders meine Tätigkeit auf dem Gebiet der livländischen Landespolitik im Auge, weil sie glauben, voraussehen zu können, daß diejenigen Glieder der Ritterschaft, die während des Weltkrieges ganz ausschließlich alldeutsch orientiert, jetzt, nachdem ihre Politik so kläglich Schiffbruch gelitten, bestrebt sein werden, sich vor der Nachwelt durch Aufzeichnungen zu rechtfertigen, wobei es leicht vorkommen könnte, daß die Entwicklung der Ereignisse in besonderer Beleuchtung gezeigt würde.

Für meine Kinder will ich aber damit anfangen, meine Tätigkeit bei der Verwaltung des väterlichen Gutes Audern zu schildern, um ihnen zu zeigen, wie groß und weit das Arbeitsgebiet des Großgrundbesitzes noch am Ende des vorigen Jahrhunderts in den Baltischen Provinzen war, und daß es damals viel, viel mehr zu tun gab, als nur zu pflügen, zu ernten und Tiere zu füttern.

Im Herbst 1875 kehrte ich nach absolviertem landwirtschaftlichem Studium und einem praktischen Lehrkursus in Hessen aus Deutschland zurück und übernahm die Oberverwaltung von Audern, wo damals meine Mutter mit meinen 5 Schwestern

lebte. Der landwirtschaftliche Betrieb wurde vom Verwalter Otto Hoffmann in so mustergültiger Weise mit geleitet, daß ich mich vorzugsweise mit der Verwaltung der Bauernschaft und des Waldes beschäftigen konnte. — Auf diesen beiden Gebieten war seit der Erkrankung meines Vaters im Jahre 1866 und seinem Tode im Jahre 1870 sehr vieles versäumt und vernachlässigt worden, so daß es mir an Arbeit nicht mangelte. — Da es keinem Zweifel unterlag, daß in nächster Zukunft an den Verkauf des Bauerlandes werde geschritten werden müssen, so galt meine erste Sorge der wirklich rationellen Abgrenzung und Arrondierung der Pachtgesinde, sowohl auf dem Bauern- wie auf dem Hofeslande und der Quote.

Mein Vater hatte bereits in den 50er und 60er Jahren des Jahrhunderts die damals noch allgemein vorhandenen Schnurländereien beseitigt, aber leider die Kosten der vollständigen Streulegung gescheut, die natürlich die Translozierung sehr vieler Gesindegebäude zur Folge gehabt hätte. Der Acker der Gesinde lag daher conform der damals üblichen Dreifelderwirtschaft in 3 Stücken und auch die Wiesen meist nicht zusammenhängend. Die Weiden wurden gemeinsam genutzt. Für den Verkauf waren das unmögliche Zustände. Einer wirklich rationellen Streulegung mußte die Anlage der Haupt-Entwässerungskanäle (Vorflut) vorangehen. Diese Entwässerungsarbeiten wurden in den Jahren 1875 bis 1878 ausgeführt, und zwar in Jarrimets, Wildumaa und im Wiesenkomplex zwischen Malde-Pohafer und Oafer, wodurch Wiesen, die früher nur zu Fuß zu erreichen waren, jetzt auch mit Pferd und Wagen befahren werden konnten.

In dem jungen Landmesser Waldmann fand ich einen ganz auffallend zuverlässigen und fleißigen Arbeiter, der ganz allein in dreijähriger Arbeit die Messung und Streulegung aller Pachtgesinde und Landknechtsstellen ausführte und die dazu gehörigen sehr sauberen Karten anfertigte. Da es sich um 145 Bauerland-, 42 Quoten- und 75 Hofeslandgesinde- und Landknechtsstellen handelte, gab es in den Jahren viel interessante Arbeit. Um wirklich gute Grenzen zu schaffen, mußten sehr viele Gesinde transloziert werden, was ganz erschreckend viel Baumaterial kostete. Das hätte der Wald in vollem Umfange nicht hergeben können, ohne weit über den Etat angegriffen zu werden. Da nun gerade in den Jahren mit der Flößung viel Bauholz die Pernau herunterkam und dort die Balken von 29

Fuß Länge und 7 bis 8 Zoll Dicke mit zwischen 70 und 90 Kopeken pro Stück zu haben waren, nutzte ich diese Gelegenheit aus und kaufte alljährlich ca. 1500 Balken, die alle verbaut wurden. Die große mühevolle Arbeit der Streulegung ist mir, wie ich hoffe, gelungen, und habe ich damit den Grund zum landwirtschaftlichen Aufschwung der Audernschen Gemeinde gelegt, die im Jahre 1875 auf diesem Gebiet sowie in kultureller Beziehung recht rückständig war. Um nur ein Beispiel anzuführen, kann ich darauf hinweisen, daß es im Jahre 1875 in der ganzen Gemeinde kein einziges Gebäude mit Schornstein gab. Ich führte dieselben ein und hatte dabei Widerstände zu überwinden.

Nach Beendigung der Streulegung verpflichtete ich die Pächter kontraktlich zur Mehrfelderwirtschaft und zum Kleebau, was zuerst als sehr unbequeme und daher unliebsame Neuerung empfunden wurde, die Leute aber zwang, die Bahn rationell betriebener Landwirtschaft zu beschreiten. Anschließend an die Arbeit in Audern führte ich als Kirchenvorsteher auch die Streulegung der Pastoratsgesinde durch.

Die Wirtschaft im Walde lag sehr im Argen, da seit Erkrankung meines Vaters im Jahre 1866 die richtige Aufsicht und Leitung gefehlt hatte. Wohl existierte eine Schlageinteilung, aber es fehlte der richtige, wirklich ausgebildete Forstmann, der befähigt gewesen wäre, die Hiebsführung zu bestimmen und zu leiten. Trotzdem der Wald voller Windbruch lag, wurden immer neue Kahlschläge gemacht, und Kulturen gab es nicht. Das erste, woran ich mich machte, war der Wechsel fast des ganzen Forstpersonals, und dann wurde durch den Oberförster Knersch die erste Bestandsaufnahme und Forsteinteilung gemacht, nach der seit dem Jahre 1881 gewirtschaftet worden ist. Alljährlich wurde der Pachtertrag der Waldwiesen zu Entwässerungen verwandt, die sich als durchaus notwendig erwiesen. Bei Gelegenheit der zweiten Bestandsaufnahme im Jahre 1901 ließ ich die Kanäle und Gräben aufmessen, und erwies es sich, daß im Laufe dieser 20 Jahre 57 Werst Gräben gegraben worden waren. Die Erfolge, die durch diese Entwässerungen erzielt wurden, kann nur der richtig beurteilen, der meinen geliebten Wald so genau in allen Teilen kennt, wie ich. In Jöhwesoo z. B. sind die Krüppelkiefern, die mir im Jahre 1875 bis zum Gurt reichten, jetzt zu Bäumen von über 30 Fuß Höhe herangewachsen.

Diese nutzbringenden Arbeiten wurden durch den Weltkrieg unterbrochen, und jetzt ist es wohl vorauszusehen, daß unter staatlicher Verwaltung so manches in Verfall geraten wird, was der Initiative und Sachkenntnis des früheren Besitzers seine Entstehung verdankt. Es kann nur Rückschritt geben. Die intensive Beschäftigung mit der praktischen Durchführung der auch volkswirtschaftlich bedeutungsvollen Streulegung und den damit in Zusammenhang stehenden Fragen der Anlage von Wegen und Entwässerungen hatten für mich persönlich den großen Vorteil, daß ich jeden letzten Winkel des umfangreichen Grundbesitzes kennenlernte und gleichzeitig mit jedem einzelnen der vielen Bauerwirte bekannt wurde, was nicht wenig zu den guten Beziehungen beitrug, die sich im Laufe der Jahre in Audern zwischen Gutsherrn und Bauern entwickelten.

Der landwirtschaftliche Betrieb auf dem Haupthof und den Beihöfen Liwa, Saulep und Woldenhof wurde unter der bewährten Leitung des Herrn Otto Hoffmann mit aller Umsicht betrieben. Auf dem Gebiet der Viehzucht wurde im Hinblick auf die guten Weiden- und Wiesenverhältnisse die Züchtung der schwarzbunten Ostfriesen als Zucht gewählt. Durch ganz konsequent durchgeführte Einfuhr guter Vatertiere, besonders Ostpreußen, wurde erreicht, daß die Audernsche Herde auf allen Ausstellungen mit an erster Stelle stand. Auch mit der in kleinem Maßstabe betriebenen Schafzucht wurden gute Resultate erzielt, und durch jährlichen Verkauf von Bocklämmern an die Bauern verbesserte sich in der ganzen Umgebung das Zuchtmaterial. Der Wert dieser kleinen Schafherde lag darin, daß die ursprüngliche Merinoherde durch Kreuzung mit Southdown und dann Hampshiredown zu Fleischschafen aufgekreuzt wurde, in der Wolle aber doch noch die feine Merinowolle sich bemerkbar machte. Dieser ganze, sehr wertvolle Stamm ist durch estnische Unvernunft dem Schlachter überantwortet worden.

Schon mein Großvater war großer Pferdeliebhaber gewesen und hatte speziell dem Trabersport gehuldigt. Da er aber früh gestorben war, im Herbst 1814, als mein Vater kaum ein halbes Jahr alt war, so läßt sich über den Verbleib dieses Zuchtmaterials nichts nachweisen. Als mein Vater nach dem Tode meiner Großmutter den Militärdienst verließ, wandte er sich mit besonderer Liebhaberei der Pferdezucht zu. Soweit ich mich

daran erinnern kann, aus meiner Kinderzeit, waren es Pferde, die man nach heutigen Begriffen Halbblüter nennen würde: Sie gehörten der sog. „Orolowo-Rostoptschin"-Rasse an. Infolge der Erkrankung meines Vaters im Jahre 1866 und der Mißwachsjahre 1867 und 1868 kam diese Zucht ganz in Verfall, weil durch den Unverstand eines Bevollmächtigten auch die besten Stuten verkauft worden waren. Ich habe daher aus kleinen Anfängen mich herausarbeiten müssen und bin nicht weit gekommen, weil ich nicht über genügend materielle Mittel verfügte. Immerhin habe ich mir die Remonte meines Fahrstalles selbst gezogen, und auch so manches leistungsfähige Jagdpferd stammt aus meiner Zucht. Für die bäuerlichen Züchter war mit Hilfe des ritterschaftlichen Gestüts Torgel in Audern eine Deckstation eingerichtet, auf der alljährlich 5 bis 6 Hengste stationiert waren. Der Einfluß dieser Halbbluthengste auf den Pferdebestand des Kirchspiels war ganz augenfällig und zeigte sich am deutlichsten bei den in gewissen Zeiträumen wiederkehrenden Pferdezählungen. Durch Körungen und Fohlenschauen suchte auch der Pferdezuchtverein das Verständnis der Bauern zu fördern. Jetzt, wo der estnische Größenwahn auf das Gebiet der Tierzucht übergegriffen hat, wird man bei dem Bestreben, nur das genuinestnische Rind und Pferd zu züchten, wohl für längere Zeit auf jeglichen Fortschritt verzichten müssen.

Im Jahre 1881 übernahm ich von Baron Iwan Stael v. Holstein die Pachtung des Stadtgutes Sauk. Leider beging ich den Fehler, dieses Unternehmen mit zu geringem Betriebskapital in die Wege zu leiten, wodurch die Erfolge versagt blieben, die ich z. B. durch stärkere Kunstdüngergaben zweifellos hätte erreichen können. Wichtig war für mich die Sauksche Pachtung allein schon darum, weil ich durch sie mit Kartoffeln für meine Brennerei gesichert war. Die Brennerei war von meinem Vater vom Haupthof nach Saulep verlegt worden, weil dort wegen mangelnder Weide Vieh nur im Winter gehalten wurde. Im Jahre 1882 war bei der Einführung der Branntweinakzise die alte „Branntweinküche" in eine moderne Brennerei mit Dampfmaschine umgebaut worden. Allerdings war das Kochfaß noch aus Holz und wurde auch noch mit dem Kühlschiff gearbeitet, aber die Erträge waren zufriedenstellend. Als nun im Laufe der Jahre die Geräte sich abnutzten, drängte sich die Frage der Kapitalremonte auf. In Saulep hätte es sich um einen totalen Umbau des ganzen sehr alten Gebäudes handeln müssen, ohne

daß dadurch wirklich etwas Gutes hätte entstehen können. Und dabei wäre der Mißstand bestehen geblieben, daß dieser technische Betrieb zu weit von der Zentralverwaltung entfernt war. Ich stand damals 1902 vor der Frage, die Brennerei zu schließen oder einen Neubau auf dem Haupthofe in Angriff zu nehmen.

Im Hinblick auf die für den Kartoffelbau günstigen Bodenverhältnisse entschloß ich mich zu letzterem. Vielleicht habe ich sehr unrecht daran getan; denn nach zwölfjähriger Arbeit wurde der Betrieb durch den Krieg stillgelegt und ruht auch eben noch. Das Gebäude und das investierte Kapital liegt brach, nur weil der jetzigen staatlichen Verwaltung die Kenntnisse und die Initiative dazu fehlen, einen landwirtschaftlichen Betrieb wirklich rentabel zu gestalten. Gewiß habe auch ich so manches versäumt und übersehen, weil meine Zeit und Arbeitskraft durch den ehrenamtlichen Landesdienst sehr stark in Anspruch genommen wurde, einem Dienst, dem man sich als Livländischer Edelmann garnicht entziehen konnte.

Schon im Februar 1876 wurde ich zum Kirchspielrichter des I. Pernauschen Bezirks gewählt. Zu diesem Bezirk gehörten die Kirchspiele Testama, Audern, Pernau Elisabeth, Torgel, Tackerort und Gutmannsbach. Der Kirchspielsrichter war Aufsichtsbeamter aller Gemeindeverwaltungen und Appelationsinstanz für die Gemeindegerichte. Allmonatlich wurden die Appelationsklagen verhandelt. An diesen Gerichtstagen traten dem Kirchspielrichter zwei bäuerliche Beisitzer zur Seite. Ich habe mit diesen durchaus vernünftigen Leuten nur gute Erfahrungen gemacht. Wurden die Protokolle auch deutsch geführt, so wurde doch mit den Parteien in ihrer Muttersprache verhandelt. Ich trat das Amt sehr zaghaft an, weil ich noch nie ein Gerichtslokal von innen gesehen hatte. Aber man war gezwungen, zu schwimmen — und schwamm.

Auf dem Landtage 1878 wurde ich vom Pernauschen Kreistage zum Ordnungsrichter gewählt. Das war schon eine sehr viel ernstere und sehr viel verantwortungsvollere Aufgabe. Der Ordnungsrichter stand als oberster Verwaltungsbeamter auf dem Präsentierteller vor dem ganzen Kreise. Er hatte sehr große Kompetenzen, da er in geringeren Polizei- und Kriminalsachen nach dem Friedensrichter Ustav zu urteilen hatte, und er für die über seine Kompetenz hinausgehenden Kriminalsachen

die Funktionen des Untersuchungsrichters erfüllen mußte. Die Sorge für die Instandhaltung der Kreiswege hat mir viel Zeit und Arbeit gekostet, da die ganze Warenzufuhr und Abfuhr aus Pernau sich damals ausschließlich per Achse abspielte.

Besonders im Herbst war die Straße Pernau-Moiseküll fast in ihrer ganzen Länge von einer doppelten Fuhrenreihe besetzt, die mit Gerste und Leinsaat Pernau zustrebte und wiederum dort Salz, Eisen, Kohle etc. ins Land hinausführte. In welchen Zustand unsere Grundwege dadurch gerieten, wenn nicht für gehörige Remonten gesorgt wurde, kann sich jetzt wohl kaum jemand vorstellen. Kaum stellte sich dann Schlittenbahn ein, so begann die Zufuhr von Flachs, und wieder waren es endlose Fuhrenreihen, die derartige Gruben auf den Wegen einfuhren, daß wieder der Ordnungsrichter Rat und Hilfe schaffen mußte. Es gehörte Jugendfrische und Gesundheit dazu, um alle amtlichen Verpfichtungen voll und ganz erfüllen zu können, und vor allem Lust und Liebe zur Sache, die mir glücklicherweise gegeben war.

Gern denke ich an diese Zeit meiner Tätigkeit zurück, weil ich wirkliche Erfolge meiner Arbeit konstatieren konnte, was mich reichlich für die unzähligen Nächte, die ich im Wagen und Schlitten verbracht hatte, entschädigte. Dabei darf man nicht vergessen, daß die Organisation der Landpolizei im Grunde genommen eine sehr mangelhafte war. Der Ordnungsrichter mit zwei Adjunkten und seiner Kanzlei saß in der Kreisstadt und hatte zu seiner Disposition einen Marschkommissaren, das war alles! Als seine Hilfskräfte funktionierten im Kreise die Guts- und Gemeindepolizisten, die im großen und ganzen recht minderwertig waren. Der Ordnungsrichter als oberster Polizeibeamter mußte daher sehr beweglich sein und durfte so gut wie keine Ermüdung kennen. Ein solches Leben greift auf die Dauer doch an, und da ich im Jahre 1882 kurz vor dem Landtage einen großen Ärger mit einem meiner Adjunkten hatte, so lehnte ich eine Wiederwahl ab. Verhindern konnte ich es aber nicht, daß ich wegen Mangel an geeigneten Kandidaten zum Ordnungsrichter-Substituten gewählt wurde. Als solcher hatte ich dann im Jahre 1883 das sehr zweifelhafte Vergnügen, an Stelle des erkrankten Ordnungsrichters die Manasseinsche Revision zu erleben, bei der auch ich dem Gericht übergeben wurde. Ich wurde sowohl vom Hofgericht, als auch vom Senat freigesprochen.

Zu all der Arbeit im Landesdienst kam im Jahre noch meine Wahl zum Stadtverordneten und Stadtrat in Pernau. Es lag in der Natur der Sache, daß ich die Abteilung der Landgüter, deren die Stadt nicht wenige besaß, übernehmen mußte. Für Pernau war es ein großes Glück, daß es damals über eine Persönlichkeit wie den Bürgermeister Oskar Brackmann verfügte, dessen Tüchtigkeit so allgemein anerkannt war, daß seine Wahl zum Stadthaupt so gut wie einstimmig erfolgte. — Die Zusammenarbeit mit einem so lauteren Charakter und gebildeten Menschen wie Brackmann war für uns, seine Mitarbeiter, der Ansporn, auch unsererseits das möglichst Beste zu leisten. Krieg, Revolution und estnischer Größenwahn, haben schon viel davon vernichtet, was in der Ära Brackmann für das städtische Gemeinwesen aufgebaut worden war. Als Brackmann im Jahre 1904 sein 25jähriges Jubiläum als Stadthaupt feierte, konnten dieses Fest zwei Stadträte — Winter und ich, sowie der Stadtsekretär Simson mit begehen, da auch wir die ganze Zeit unsere Ämter bekleidet hatten. Wir hätten es nicht für möglich gehalten, daß sich gerade gegenüber Brackmann so schnöder Undank offenbaren würde, daß er infolge ganz gemeiner lügenhafter Denunziationen von estnischer Seite schließlich während des Weltkrieges nach Irkutsk verbannt wurde. Der anerkannt tüchtige Kommunalbeamte mußte aus dem Wege geräumt werden, um minderwertigen Leuten die Bahn frei zu machen. Damit haben die Esten sich selbst ihr Urteil gesprochen.

Auf dem Landtage 1882 wurde ich zum Kassadeputierten gewählt und kam dadurch in die Ritterschafts-Repräsentation. Als Kassadeputierter hatte ich nur die eine Pflicht, im Frühjahr in Dorpat Abgaben zu empfangen und dann an den Sitzungen des Adelskonvents teilzunehmen. Nach der scharfen Arbeitszeit im Ordnungsgerichts waren das geradezu Ferienjahre, bis ich im Jahre 1884 zum Kreisdeputierten gewählt wurde, welches Amt genügend Arbeit mit sich brachte. Gewählt wurde ich von der sog. konservativen Partei, an deren Spitze der Landrat A. v. Richter und die Kreisdeputierten Arved v. Brasch, Axel v. Nolcken und Graf Leo Keyserling standen. Die Deputiertenkammer des Adelskonvents war damals von wirklich hervorragenden Kräften besetzt, was mir erst nachträglich so recht zum Bewußtsein gekommen ist, als ich über zwei Jahrzehnte später einer Deputiertenkammer präsidierte, die ihrer Aufgabe, scharfe Kritik zu üben, durchaus nicht gerecht wurde

und in den Fehler verfiel, alles nur aus dem nationalen Gesichtswinkel zu beurteilen. Auf dem Junilandtage 1884 trat der Landmarschall v. Bock zurück. Der Kreisdeputierte Arved v. Brasch-Aya war der prädestinierte Nachfolger, aber leider zu krank, um diese Arbeitslast zu übernehmen. So kam es, daß der bisherige Ritterschaftssekretär Baron Friedrich Meyen- vorragend liebenswürdige und fein gebildete Persönlichkeit, aber meiner Ansicht nach aus viel zu weichem Holz geschnitzt

In diesem Jahr begann der politische Horizont sich für uns Balten, dank sei es der unglückseligen Manasseinschen Revision, mit immer schwärzeren Wolken zu beziehen. Die Regierung begann gegen Glaube und Sprache rücksichtslos vorzugehen und unsere führenden Leute waren ungeschickt genug, durch ihr Auftreten den Regierungsbeamten gegenüber unseren Feinden immer wieder Handhaben zu bieten, um uns an Allerhöchster Stelle anzuschwärzen. So ist der Sprachenukas vom Jahre 1885 eine direkte Folge des garnicht zu rechtfertigenden Auftretens des Ritterschaftshauptmanns (von Estland H. F.) Graf W. v. Tiesenhausen gegen den Gouverneur Schachowskoi, und die Polizei- und Justizreform verdanken wir der Senatsrevision, deren Initiator der rechtsradikale Landrat v. Richter war, der sich garnicht denken konnte, daß man unseren Adelsinstitutionen so übel gesinnt sein könnte. Es war die Naivität des unorientierten Provinzialen. Auf den uns durchaus wohlgesinnten Gouverneuren Baron Alexander Uexküll folgte der General dorff-Bewershof zum Landmarschall gewählt wurde, eine her- Sinowjeff, der als Russe natürlich mit Vorurteilen geladen nach Riga kam und daher in der ersten Zeit seiner Tätigkeit viel Unheil anrichtete und viele tüchtige Leute aus den Rigaer Patrizierkreisen veranlaßte, auszuwandern. Mit der Zeit gelang es dem Residierenden Landrat Baron Heinrich Tiesenhausen diesen Saulus in einen Paulus umzuwandeln. Seinen Tot mußte jeder objektive Politiker als einen Verlust für die Provinz beklagen.

Die Vorwürfe, die der Ritterschaft vielfach gemacht werden, als habe ihr das Verständnis für die Reformbedürftigkeit der Selbstverwaltungsorgane gefehlt, sind durchaus unbegründet, denn seit dem Jahre 1883 sind diese Fragen nicht mehr von der Tagesordnung abgesetzt worden. Wenn die Beratungen und Verhandlungen nur langsam zu positiven Resultaten führten,

so lag das einerseits daran, daß uns die zu Steuerzwecken notwendige Einschätzung aller Kulturländereien auf Privat- und Domänengütern fehlte, und andererseits auch daran, daß unsere diesbezüglichen Bestrebungen bei den Ministerien sehr wenig Gegenliebe fanden. Das hat die Ritterschaft aber nicht gehindert, unentwegt auf das gesteckte Ziel hinzuarbeiten. Das Hauptverdienst gebührt dem Residierenden Landrat Baron H. v. Tiesenhausen und dem Sekretär A. v. Tobien, daß im Jahre 1899 die Steuerreform beschlossen wurde. Im Jahre 1902 wurde das Gesetz bestätigt und in 10-jähriger mühevoller Arbeit die Einschätzung ausgeführt. Für alle Zukunft wird diese Arbeit ein leuchtendes Denkmal dafür bleiben, mit welcher Pflichttreue und welchem Verständnis für die Bedürfnisse der Allgemeinheit die Ritterschaft die Landesgeschäfte geführt hat. Als am Ende der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Eisenbahn Dorpat und Pleskau-Riga gebaut wurde, war die Gefahr für den Pernauer Hafen eminent, von seinem Hinterlande abgeschnitten zu werden. Das veranlaßte die Kreisdeputierten Ungern-Schloß Fellin und mich uns mit den Stadthäuptern von Pernau und Fellin zusammenzutun und mit der I. Russ. Zufuhrbahn-Gesellschaft in Verhandlung zu treten. Die Verhandlungen verliefen günstig und im Jahre 1894 erfolgte die Bestätigung der Bahn Walk-Fellin-Pernau. Nicht unerwähnt kann ich lassen, daß diese Bahn die erste in Rußland war, die ohne Telegraphen und nur mit Telephon konzessioniert wurde, und zwar gegen den starrköpfigen Widerspruch des Kriegsministeriums, auf das schließlich nur das Argument wirkte, daß bei Einführung des Telegraphen wahrscheinlich dieselben Bedenken bestanden hätten, wie jetzt gegen das Telephon. Um den Bahnbau zu beschleunigen, verzichten wir auf das Exproprionsgesetz und Ungern und ich erklärten uns bereit, den Landkauf freihändig zu besorgen. Durchgeführt haben wir diese Arbeit, aber ich glaube, keiner von uns hätte diese Aufgabe zum zweiten Mal übernommen. Dafür haben wir aber die Genugtuung gehabt, es zu erleben, wie Handel und Wandel nicht nur in Pernau, sondern auch im ganzen Kreise sich belebten. Wenn die Esten gerecht sein wollten, müßten sie anerkennen, mit welcher Uneigennützigkeit gerade die deutschen Großgrundbesitzer für das Land ehrenamtliche Dienste geleistet haben. Gerechtigkeit und Dankbarkeit sind aber leider zwei Begriffe, die unseren größenwahnsinnig gewordenen Nationalen abgehen.

Auf den General Sinowjeff folgte im Jahre 1896 als Gouverneur der General Surowzoff, eine ganz unbedeutende Persönlichkeit, dem seine Beamten über den Kopf wuchsen. Nach seinem Tode i. J. 1901 folgte der General Paschkoff, früherer Offizier des Chevaliergarde-Regiments. Er war für diesen Verwaltungsposten nicht vorgebildet, und auch im übrigen ein geistig sehr unbedeutender Mensch. Er hatte aber in Petersburg in der ersten Gesellschaft verkehrt und war daher auf diesem Punkt sehr feinfühlig. Es wäre sehr leicht gewesen, diesen recht eitlen und oberflächlichen Menschen zu gewinnen und sich gefügig zu machen, wenn man nur ein wenig diplomatisch vorgegangen wäre. Leider hielten unsere Vertreter ein solches Vorgehen für einen aufrechten deutschen Mann nicht würdig und was geschah? Der Landmarschall Baron Meyendorff begrüßte den neuen Gouverneur im Ritterhause bei Gelegenheit eines Mittags mit einem Toast in deutscher Sprache, was zur Folge hatte, daß der Gouverneur nicht antwortete. Im Jahr darauf lud der Residierende Landrat A. v. Oettingen das ganze Land, (die ritterschaftlichen u. städtischen Kreise. H. F.) zu den in seiner Wohnung an jedem ersten des Monats stattfindenden jours fixes ein, und nur der Gouverneur, sowie alle Spitzen der russischen Behörden hatten keine Einladungen erhalten. Als wir nachher dem Kollegen die ernstesten Vorhaltungen über diese sowohl gesellschaftliche, als auch politische Taktlosigkeit machten, erhielten wir die mehr als naive Antwort, daß, wenn er die russischen Spitzen eingeladen hätte, er seinen Zweck, den Mittelpunkt der deutschen Gesellschaft zu bilden, nicht hätte erreichen können.

Damit ist aber das Sündenregister dieses an sich gut begabten und nur das Beste für die Heimat erstrebenden Mannes nicht erschöpft. Als bei Ausbruch des Japanischen Krieges 1904 das Kaiserliche Kriegsmanifest in der Kathedrale verlesen wurde, hatten sich zu diesem feierlichen Akt alle Spitzen der Behörden eingefunden, nur der Residierende Landrat fehlte. Der Landmarschall war in Petersburg. Es war klar, daß dieser politische Fehler von dem schon an sich verärgerten und seiner Eitelkeit verletzten Gouverneur gründlich ausgeschlachtet werden würde. Das blieb nicht aus. Es ist geradezu eine Ironie des Schicksals, daß der Sohn des Mannes, der i. J. 1872 den Landmarschall Nolken gerade bei der Frage des Kathedralenbesuches stürzte,

durch sein politisch intransigentes und gesellschaftlich taktloses Verhalten die Ritterschaft zum Besuch der Kathedrale gezwungen hat.

Seit dem Jahr 1899 war ich Livl. Landrat und Pernau-Fellinscher Oberkirchenvorsteher und auch gleichzeitig Kurator des Felliner Fräuleinstifts. Im Januar 1902 wurde ich zum Präsidenten der Ökonomischen Sozietät gewählt und habe als solcher den Ankauf der Sommersaaten für die Bauerngemeinden des Landes durchgeführt. Alle Herren, die ich zur Mitarbeit aufrief, haben mir damals willig Folge geleistet, und durch ihre uneigennützige Mitarbeit dem Lande einen großen Dienst erwiesen, dem die durch Frühfröste im Herbst 1902 geschädigten Sommersaaten fehlten. Ausgeführt wurde dieses große Geschäft mit dem Samenbauverband, dem nur die direkten Auslagen ersetzt wurden. Eine besondere Anerkennung ist der Ökonomischen Sozietät dafür nicht zuteil geworden! Der Japanische Krieg, der uns alle wie ein Blitz aus heiterem Himmel überrascht hatte, neigte sich seinem Ende zu, und schon werfen die kommenden Unruhen ihre Schatten voraus, die jedem Politiker die Frage aufdrängten, welchen Ausweg es wohl aus diesem Wirrsal gebe.

Auch die Ritterschaft glaubte jetzt wieder mit ihren Reformvorschlägen kommen zu müssen, um ihren guten Willen zu beweisen, sich den Bedürfnissen der Zeit anzupassen. Die sich überstürzenden Ereignisse machten aber jede ruhige, wirklich sachgemäße Arbeit unmöglich. Der neuernannte Gouverneur Swegintseff, der den kranken Paschkoff abgelöst hatte, war ein gewiegter Verwaltungsbeamter und kluger Kopf. Er trat uns ganz ohne Vorurteil entgegen, und habe ich während meiner Amtszeit als Residierender Landrat und Landmarschall alles getan, was in meinen Kräften stand, um das Mißtrauen der Russen gegen uns Balten zu verscheuchen. Es ist mir das vielleicht gelungen, hat mir aber das Mißtrauen eigener Mitbürger eingetragen, denen das Verständnis für gesellschaftliche Formen und politischen Takt abgingen.

Schon im August 1905 mehrten sich die Unruhen in den Kreisen Riga-Wolmar und Wenden-Walk, weil dieselben strahlenförmig von den Industriezentren ausgingen. Im Süden war Riga der Brandherd, im Norden war es Reval. Die vorhandenen Polizeiorgane genügten nicht mehr. Die Ritterschaft stellte daher dem Gouverneur Geldmittel zur Disposition, und eine ganze

Reihe junger Leute übernahm ehrenamtlich Stellungen in der Landpolizei. Das ist uns Balten von den Letten ganz besonders verdacht worden und wird auch noch eben in unserem Sündenregister an erster Stelle aufgeführt. Aus ritterschaftlichen Mitteln wurde sogar ein kleiner berittener Schutztrupp ausgerüstet, der aber leider zu gar keiner Bedeutung gelangte, weil ihm die Führung fehlte.

Weder der Landmarschall, noch der Resid. Landrat waren damals der Situation gewachsen. Beide wünschten die Einberufung des Landtages zu Ende November, trotzdem alle Kreisdeputierten aus ihren Kreisen auf die Unmöglichkeit hinwiesen, in diesen unruhigen Zeiten ihre Güter zu verlassen. Als sich der deliberierende Konvent am 20. November 1905 versammelt hatte, brach das Ungewitter los. Die Eisenbahnen streikten. Auf dem Lande bildeten sich in jeder Gemeinde revolutionäre Komités. Polizeibeamte wurden in ihren Wohnungen belagert und erschossen. Eine Schwadron Dragoner, die mit zu wenig Munition versehen nach Römershof geschickt worden war, mußte sich zurückziehen und überließ eine Gruppe unserer Herren und Damen ihrem Schicksal. Sie wurden von den Letten gefangen nach Lennewarden gebracht. Am Abend, ehe diese Ereignisse bekannt wurden, hatten der Landmarschall und Residierende Landrat eine Besprechung beim Gouverneur, zu der auch ich hinzugezogen war, weil ich im Januar die Residierung zu übernehmen hatte. Wir kamen zu dem Schluß, daß ohne ausreichende militärische Kräfte die Ordnung nicht herzustellen sei und daß deshalb jemand in die Residenz reisen müsse, um von dort die nötigen Befehle zu erwirken. Zu dieser Mission wurde ich ausersehen, eines Teils wohl deswegen, weil ich am energischsten für die Unterdrückung der Unruhen plädierte, hauptsächlich aber wohl deswegen, weil ich mich bereiterklärte, mit dem am nächsten Morgen nach Pernau auslaufenden Dampfer abzufahren und entschlossen war, unter allen Umständen Petersburg zu erreichen. — Für die damalige Lage ist es charakteristisch, daß mir der Gouverneur für alle Fälle einen Auslandspaß anbot, da ich meinen Weg eventuell über Schweden würde nehmen müssen. Ich lehnte ab, da ich im äußersten Fall doch über Dagö immer Finnland hätte erreichen können.

Am nächsten Tage gab es fliegenden NW-Sturm, der den Dampfer am Auslaufen hinderte. Um 10 Uhr war Plenarversammlung, auf der die Hiobsbotschaft aus Römershof, Taurup

u. Lennewarden zur Kenntnis gebracht wurden. — Die Herren fingen an, den Mut vollständig zu verlieren, und besonders die Deputierten A. v. Strandmann und E. v. Oettingen vertraten die Ansicht, daß man anfangen müßte, mit den Revolutionären zu verhandeln und jedenfalls mit Gewaltmaßregeln nichts mehr ausrichten könnte. Der Deputierte Baron Rosen wurde als Unterhändler abgeschickt, um die Gefangenen in Lennewarden zu befreien. Da ich befürchtete, daß bei einer derartigen Stimmung in der Versammlung mir für die Mission nach Petersburg noch Instruktionen gegeben werden könnten, die meinen Ansichten strikt zuwiderlaufen, schlich ich mich still und unbemerkt aus der Versammlung auf den Dampfer „Wasa" und veranlaßte den Kapitän Röhrig, die Düna abwärts zu fahren und das Unwetter in Bolderaa abzuwarten.

Als wir dort ankamen, fing das Wetter an abzuflauen, und wir gingen in See. Die ersten drei Stunden liefen wir nicht mehr als 3 Knoten, aber dann legte sich der Wind, und um 1 Uhr nachts langten wir in Pernau an. Ich trat sofort mit dem Oberingenieuren der Kleinbahn, Herrn Krzyzanowsky, in Verbindung und erfuhr, daß am selben Tage die Eisenbahn wieder in Betrieb käme, und mietete einen Sonderzug, mit dem ich abends den von Riga nach Petersburg gehenden Kurierzug in Walk erreichte. — Aus diesem Zuge trat mir der Kreisdeputierte Axel v. Samson entgegen und übergab mir im Auftrage des Landmarschalls ein dickes Couvert. Auf meine Frage, was es enthielte, wurde mir die etwas verlegene Antwort zuteil, ich hätte auf der Fahrt Zeit genug, von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen, und im übrigen hätte der Landrat v. Tiesenhausen ihm gesagt, er solle die Papiere nur ruhig zu Pilar bringen, der würde schon wissen, was er mit denselben zu machen hätte.

Damit trennen wir uns, und als ich erst jenseits Pleskau in dem überfüllten Zuge einen Sitzplatz gefunden, machte ich mich an das Studium der mir erteilten Instruktionen. Was ich befürchtete, war eingetreten! Es hatte sich in der Plenarversammlung niemand gefunden, um den Kollegen das Rückgrat zu steifen. Die Majorität hatte glatt den Mut und damit den Kopf verloren. Ich sollte beim Ministerpräsidenten energisch dafür eintreten, daß alle Truppen zurückgezogen würden und man versuchen solle, auf dem Wege der Verhandlung zu einem modus vivendi zu gelangen! Da ein solcher Auftrag meiner

Auffassung über die politische Lage und unsere einzig mögliche Aktionslinie strikt zuwider lief, war ich kurz entschlossen, die Verantwortung zu übernehmen und genau das Gegenteil von dem zu beantragen und in Petersburg zu betreiben. Ganz besonders hat mir dabei in Petersburg die Tochter unseres Gouverneurs, die Fürstin Anna Wolkonsky, geholfen, die gleich am ersten Tage bis zur Kaiserin vordrang und dort auch Gelegenheit fand, Ihre Majestät mit der Sachlage bekannt zu machen.

Als es feststand, daß das Ulanenregiment Ihrer Majestät mit seinem Kommandeuren, dem General Orloff, zur Expedition nach Livland bestimmt war, hatte ich meine Mission erfüllt und reiste sofort nach Dorpat ab, um mich dort mit dem Kollegen Baron Viktor Stackelberg zu verständigen. Dort erfuhr ich von den Ruhestörungen in Walk und Rujen; und da es auch allgemein bekannt geworden, weswegen ich nach Petersburg gereist sei, so unterlag es für mich nicht dem geringsten Zweifel, daß es für mich direkt gefährlich wäre, diesen Weg zur Rückfahrt nach Pernau zu benutzen. Ich fuhr über Land bis Fellin und benutzte von dort den aus Reval kommenden Zug, mit dem ich dann auch gut in Pernau ankam. Ich hatte ganz richtig gerechnet: es wurde seit Tagen zwischen Walk und Rujen auf mich gefahndet, aber glücklicherweise vergeblich.

In Pernau war es damals — Anfang Dezember — noch verhältnismäßig ruhig, aber die Regierungsautoritäten versagten vollständig. Der Kreischef, ein Armenier, hatte die rote Fahne ausgehängt und wagte sich kaum auf die Straße. Es wurden Monopol(Spiritus)-Buden geplündert und Umzüge gemacht, aber es gelang doch, die Stadtverordnetenwahlen am 14. Dezember in aller Ordnung durchzuführen. Aber schon in der nächsten Nacht rückte das Verderben von Norden heran. Die Banden aus Reval hatten sich auf das Land geworfen, und von Kappel zog der Trupp über Könno-Kerkau-Kaisma-Pörafer Enge heran. Die in Audern sichtbaren Feuer von Kaisma und Pörafer gaben den ersten Alarm. Ich veranlaßte telefonisch den Hallilschen Posthalter Robert Petschak, der Bande bis Enge entgegenzufahren. um festzustellen, mit wem man es eigentlich zu tun habe. Nach einigen Stunden hatte ich die Nachrichten, die ich brauchte. Wir sahen dann nachts das Feuer von Hallik, und um 5 Uhr früh meldete die Wache auf dem Kirchturm das Feuer von Sallenteck.

Da dadurch die Zugrichtung der Bande klargelegt war, beschloß ich, ihr in Kaima den Weg zu verlegen. Ich machte mich mit meinem 17jährigen Sohne Fred, meinem Verwalter Walther und einem Urjädnik auf den Weg und erhielt in Kaima noch einen sehr verängstigten Urjädnik dazu; das war meine ganze Streitmacht. Wir rechneten allerdings auf Verstärkung aus Pernau, aber sicher waren wir deren nicht.

Zwischen 4 und 5 Uhr nachmittags wurde die erste, auf keinen Widerstand rechnende Bande abgeschlagen und der Anführer gefangen. Die pfeifenden Kugeln ließen es ihn ratsam erscheinen, die Hände hochzuheben und sich zu ergeben. Ein Luedersscher Siegelring wurde ihm vom Finger gezogen. Um 8 Uhr kam der Zuzug aus Pernau, 5 Mann. Das machte die Nachtwache leichter. Um 2 Uhr nachts kam der zweite Teil der Bande, der augenscheinlich von seinen angeschlagenen Genossen, die in das große Moor abgedrängt worden waren, nicht hatte verständigt werden können. Die Gesellschaft, die in 3 Schlitten angefahren kam, wurde unter Feuer genommen, ließ einen Toten auf dem Platz, und es bewiesen am nächsten Morgen Blutspuren auf dem Schnee, daß die Verwundeten vorgezogen hatten, sich im Dunkel der Nacht in die Büsche zu schlagen. In dieser Nacht konnten wir von unserem Platze gegen Osten die Feuer von Jeddefer und Arrohof und gegen Norden die von Fickel und Wannamois beobachten.

Es war klar, daß die Vereinigung der Banden im Michaelischen Kirchspiel geplant gewesen war, was auch durch die Aussagen unseres Gefangenen bestätigt wurde. Das hatten wir also verhindert und dadurch die Güter dieses Kirchspiels vor der Vernichtung gerettet. Da ich aber auf diesem Platz nicht stehen bleiben konnte, zog ich einen Trupp Grenzwache unter Führung eines Rittmeisters, der von Podis kommend, in Audern übernachtete, heran, übergab ihm den Platz und fuhr nach Hause zurück, wo meine Frau den Nachtdienst am Telephon besorgte und sich das Verdienst erworben hatte, dem ewig schwankenden und unschlüssigen Rittmeister das Rückgrat zu stärken.

Nach diesem kleinen Erfolg bei Kaima wuchs den Estländern der Mut. Ein Trupp von Herren setzte sich in Loal fest. Wären diese Herren nur etwas rascher und vor allen Dingen besser bewaffnet gewesen, so wären die Güter Schloß Lohde und Wan-

namois nicht eingeäschert worden. Im Pernauschen Kriege war dem Revolutionstaumel durch die Ereignisse in Kaima ein Dämpfer aufgesetzt worden, und die bürgerlichen Kreise hatten ein gewisses Vertrauen zur eigenen Kraft gewonnen, aber gespannt blieb die Situation immerhin, da von der Expedition des Generalen Orloff gar keine Nachrichten einliefen. Endlich am 24. Dezember am späten Nachmittag rückte die II. Eskadron des Ulanenregiments mit Gesang in Pernau ein und bezog in Sauk Quartier. Während meine Familie zum Weihnachtsgottesdienst in der Kirche weilte, mußte ich nach Sauk hinüber, um dort nach dem Rechten zu sehen. Die Offiziere kamen im Haus unter, die Leute in den Knechtswohnungen und die Pferde taten sich in der großen Scheune an dem ungedroschenen Hafer gütlich. Am 26. Dezember rückte der größte Teil der Eskadron unter Führung des Rittmeisters Spohre über Arrohof-Hallik-Pörafer-Könno-Lelle-Kerro-Fennern aus, um Strafgericht zu halten, was denn auch ganz energisch geschah.

Dann zog die Truppe auf der Strandstraße nach Süden ab und hatte längere Zeit im Wolmarschen Kreise zu tun. In den ersten Tagen des Jahres 1906 mußte ich in Riga die Residierung übernehmen, wo unterdessen auch der Generalgouverneur Sollogub seine Tätigkeit begonnen. Der General war mehr Gelehrter als Militär und daher für dieses Stadium der Unruhen eigentlich nicht die geeignete Persönlichkeit. Es wäre aber auch mit ihm besser gegangen, wenn er von tüchtigeren Beamten umgeben gewesen wäre. Aber angefangen von seinem Kanzleichef Koschkin war die ganze Gesellschaft auffallend minderwertig. Für das Land war die Persönlichkeit des derzeitigen klugen Gouverneurs Swegintseff ein nicht hoch genug angeschlagenes Glück. —

Auf dem ersten Mittag, den ich zu Ehren des Generalgouverneurs gab, brachte ich den Trinkspruch in russischer Sprache aus, was mir vom Landmarschall sehr verdacht wurde. Ich stand aber und stehe noch eben auf dem Standpunkt, daß der Gastgeber umsomehr verpflichtet ist, die Sprache des Gastes zu sprechen, wenn dieser Gast als Vertreter Seiner Majestät auftritt. Da es außerdem bekannt war, daß ich die russische Sprache beherrsche, wäre es sicher als Demonstration ausgelegt worden, wenn ich z. B. französisch gesprochen hätte. Eine solche politische Taktlosigkeit durfte ich mir nicht zuschulden kommen las-

sen, und mußte schon das Odium herübernehmen, von einigen urdeutschen Patrioten für russisch orientiert gehalten zu werden.

Nach Riga war damals so ziemlich alles aus den lettischen Kreisen zusammengeströmt. Nicht nur die Gutsbesitzer und Pastoren, sondern auch alle Beamten, wie Friedensrichter, Untersuchungsrichter, Bauernkommissare usw. Als General Orloff seinen Zug durch den Riga-Wolmarschen Kreis beendet hatte und vor Riga erschien, mußte er auf höheren Befehl des Generalgouverneurs vor den Toren haltmachen. Ich verhandelte mit ihm in Bekenhof (?) und stimmte seiner Ansicht bei, daß nun die Zivilverwaltung wieder in Aktion treten müßte. Der Residierende Landrat war in jener Zeit genötigt, auf jedem Gebiet einzugreifen.

Mit Hilfe und Unterstützung des Generalsuperintendenten Gaehtgens wurden die Pastore zum Teil sehr gegen ihren Willen dazu veranlaßt, die Arbeit in ihren Gemeinden wieder aufzunehmen, und auch der Gouverneur entschloß sich auf mein intensives Drängen, die Regierungsbeamten wieder zum Aufenthalt in ihren Bezirken zu verpflichten. Es kam damals doch wesentlich darauf an, die Bevölkerung und den in Unordnung geratenen Verwaltungsapparat wieder in normalen Gang zu bringen.

Auf dem Märzlandtage 1906 wurden eine Reihe von der Ritterschaft geplanten Reformvorschläge beraten und auch der Regierung vorgelegt. Eine hervorragende Stelle nahm unter diesen Vorschlägen die Reform der Kirchenverwaltung und der Verzicht auf die Ausübung des Patronatsrechts ein. Auch die Sorge für die Beschaffung der Mittel, um den durch die Revolution geschädigten Gutsbesitzern den Wiederaufbau ihrer Güter zu ermöglichen, beschäftigte den Landtag. Eine Anleihe konnte nur erreicht werden, wenn die Regierung ihr Placet zur Verpfändung der Ritterschaftsgüter erteilte. Da der Landmarschall erkrankt war, wurde ich in dieser Angelegenheit nach Petersburg geschickt, wo es im Hinblick auf die offenbare Notlage gelang, die Genehmigung zur Verpfändung der Ritterschaftsgüter zu erreichen. Ein Teil der Konventsglieder unter Führung der Oettingens und Max v. Sivers planten nun sofort eine ausländische, speziell deutsche Anleihe, und zwar war es ein Glück, daß der derzeitige Stand der Valuta ein solcher war, daß die-

ser Gedanke nicht realisiert werden konnte. Zu meiner großen Überraschung setzten es diese Herren auf der Juliversammlung durch, daß mir allein die Vollmacht zum Abschluß der Anleihe gegeben wurde.

Darüber, was mit dieser Taktik geplant war, bin ich mir erst später klar geworden, als mir Max Sivers unter vier Augen anvertraute, daß es politisch sehr wichtig sei, Deutschland durch eine dort aufgenommene Anleihe für die Baltischen Provinzen materiell zu interessieren usw. usw. Da ich für diese kurzsichtige Bierbankpolitik nicht das geringste Verständnis hatte und nur voraussah, daß die Ritterschaft durch Kontrahierung einer ausländischen Anleihe in schwere Geldverlegenheit geraten könnte, war ich fest entschlossen, eine Anleihe nur im Inlande abzuschließen und zu diesem Zweck stillschweigend die mir erteilte Vollmacht auszunutzen. Während ich noch im Herbst 1906 auf die ausländische Anleihe gedrängt wurde, waren die Verhandlungen mit unserer Kreditsozietät bereits im Gange und im Spätherbst war die Anleihe perfekt geworden. Die Anhänger der ausländischen Anleihe haben es mir sehr verdacht, daß ich so geringes Verständnis für ihre politischen Spekulationen hatte und mich vor allen Dingen nicht gängeln ließ. Es war das mit ein Grund für die scharfen Anfeindungen, die ich von dieser Seite erfahren habe.

Im Mai 1906, gleich nach der Eröffnung der ersten Dumasession, war nach Petersburg der erste allrussische Adelskongreß einberufen, an dem teilzunehmen der Landmarschall keine Lust hatte. Da ich die Annäherung an die Kreise der russischen Standesgenossen für notwendig hielt, fuhr ich hin und habe es nicht bedauert. Die Versammlung war durch die drohende Zwangsenteignung (der Güter. H. F.) in die höchste Aufregung versetzt. Es sollte in einer Petition an seine Majestät gegen die erste Duma Sturm gelaufen und noch anderer Unsinn vorgebracht werden. In tagelangen Diskussionen gelang es uns Balten, die Herren zu ruhiger Überlegung zu bringen, worauf dann in der Adresse an Seine Majestät nur die Agrarfrage berührt und dafür plädiert wurde, vom Gemeinde- zum Individualbesitz überzugehen. Unsere rege Anteilnahme an der Diskusion hat uns erstens in weiten Kreisen unserer russischen Standesgenossen bekannt gemacht und hat mir persönlich Beziehungen geschafft, die mir später von großem Nutzen gewesen sind.

Für die deutsche Bevölkerung der Baltischen Provinzen erschien der Zeitpunkt nach dem Jahre 1905 ganz besonders günstig, um die Erreichung ihrer völkischen Kulturideale anzustreben. Ihre Loyalität der Staatsregierung gegenüber hatte sie in den kritischen Tagen der Revolution restlos bewiesen. Das wurde allgemein in Regierungskreisen anerkannt und konnte daher wohl diskontiert werden, aber — nur mit einer gewissen Vorsicht. Es gab immerhin noch genügend gefährliche uns ganz direkt anfeindende Kräfte, wie z. B. den russischen Nationalchauvinismus, verbunden mit den Fanatikern der griechisch-orthodoxen Kirche, und dann die aufstrebenden Kreise der Letten und Esten, die — wie verauszusehen — jede sich bietende Gelegenheit benützen würden, um die verhaßten Deutschen zu denunzieren und zu diskreditieren. Ich hielt es im Interesse der Ritterschaft für meine Pflicht, zur Vorsicht zu mahnen. Meine Warnungen verhallten damals, weil auch der Landmarschall der Ansicht huldigte, daß unsere Stellung ganz besonders stark sei. Das ging so weit, daß ich Ende Juli 1906 durch einen Brief des Landmarschalls, der nach Petersburg gereist war, erfuhr, daß er dort beabsichtigte, sowohl gegen den Generalgouverneur, als auch gegen den Gouverneur vorzugehen, die beide seiner Ansicht nach der Situation nicht gewachsen seien. Da ich nun als Residierender Landrat fast täglich mit dem Gouverneur zu tun hatte, und der Ansicht war, daß wir einen besseren überhaupt nicht bekommen könnten, legte ich energischen Protest ein und der Landmarschall mußte nachgeben. Einige Monate später mußten dieselben Herren, die den Landmarschall beeinflußt hatten, zugeben, daß wir den Gouverneuren Swegintseff mit beiden Händen halten müssen. Wie ich später erfuhr, hatten diese naiven Leute gehofft, einen Balten als Gouverneuren durchsetzen zu können!!!

In diese Zeit fielen die Gründungen der drei deutschen Vereine, die für die deutsche Sache sehr segensreich wirkten, aber leider mit zu viel Trommelwirbel in Szene gesetzt wurden. Berücksichtigt man ferner, daß gleichzeitig die Heranziehung deutscher Kolonisten in Kur- und Südlivland in größerem Maßstabe stattfand, so wird man begreifen, wie leicht es unseren Gegnern wurde, uns staatsgefährliche Absichten usw. zu imputieren.

Zunächst war die politische Zuverlässigkeit noch anerkannt. An die Wühlarbeit unserer Gegner mochten unsere Herren

nicht glauben. Sie hatten auch kein Verständnis dafür, daß man im Verkehr mit Staatsbeamten der Staatssprache Konzessionen machen müsse und könne, ohne sich dadurch etwas zu vergeben. Ebenso haben es nur wenige richtig einzuschätzen gewußt, daß für den Residierenden Landrat und seine Familie der gesellschaftliche Verkehr mit den russischen Staatsbeamten nur Dienst war und durchaus nicht des Vergnügens wegen gepflegt wurde. Es war das jahrzehntelang versäumt worden, woraus sich das Mißverständnis hüben und drüben erklären läßt. Erklärlich war diese gesellschaftliche Trennung durch den Umstand, daß unsere Herren recht mangelhaft und die Damen überhaupt kein russisch sprachen.

Im Herbst 1906 trat unter Vorsitz des Gouverneurs der Provinzialrat zusammen zur Betrachtung all der vielen von der Ritterschaft ausgearbeiteten Reformprojekte. Stadt und Land waren in dieser Versammlung vertreten. Alle Fragen wurden zuerst in Subkommissionen bearbeitet, ehe sie an das Plenum kamen. Leider versagten zwei unserer Herren als Präsides dieser Subkommission, die Herren E. v. Oettingen und Max v. Sivers, weil sie es absolut nicht verstanden, das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Als Referent für alle ritterlichen Projekte im Plenum, gab es für mich viel Arbeit, aber auch wertvolle Aussagen mit den bäuerlichen Delegierten, mit denen die Verständigung immerhin leichter war, als mit den der lettischen und estnischen Intelligenz angehörigen politischen Führern, die sich durch ein merkwürdig geringes Maß an moralischem Mut auszeichneten, wie z. B. der lettische Rechtsanwalt Grosswald, der nur zum Fenster hinausredete, und zwar gegen sein besseres Wissen.

Zu Beginn des Jahres 1907 wurde der Generalgouverneur Sollogub durch den General v. Moeller-Sakomelsky abgelöst. Das war kein sehr glücklicher Tausch, da der neue Generalgouverneur wohl ein guter Haudegen, jedoch viel zu ungebildet war, um in dieser Zeit der Reformen dem Lande von Nutzen sein zu können. Dazu kam dann noch, daß seine Umgebung noch etwas schlechter war, als die seines Vorgängers.

Im Herbst des Jahres 1907 wurden die für das Baltikum von den Ritterschaften projektierten Reformen im Conseil unter Vorsitz des Generalgouverneuren durchberaten. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich, merkwürdigerweise, daß die Kurländer,

die über das geringste Maß an Selbstverwaltung verfügten, am wenigsten Verständnis für die Notwendigkeit der Reformen zeigten. Die Projekte wurden sodann mit den Journalen nach Petersburg vorgestellt und unterlagen in den Ministerien der Bearbeitung zwecks Vorlage an die Duma und den Reichsrat.

Als erstes wurde die Reform der Kirchenverwaltung im Ministerium des Inneren in Bearbeitung genommen. Da ich i. J. 1908 zum Landmarschall erwählt, dazu berufen war, die Reformprojekte der Ritterschaft zu vertreten, so geriet ich mit dem in seiner Mehrheit in ein vollkommen reaktionäres Fahrwasser abschwenkenden Adelskonvent in einen sich immer mehr verschärfenden Konflikt, der schließlich auf dem Dezemberlandtag 1912 zum Bruche führte, worauf ich übrigens noch zurückkommen werde.

In Petersburg hat mir der kurländische Dumadeputierte Baron Fölkersahm am meisten Knüppel in die Räder geworfen, weil er der Ansicht war, daß, wenn sich die Reform der Kirchenverwaltung auch zunächst nur auf Liv- und Estland bezog, sie dennoch auch für Kurland präjudizierlich sei und deshalb von ihm bekämpft werden müsse. Dazu kam, daß der livl. Dumadeputierte Baron Hans Rosen, sich von ihm ins Schlepptau nehmen ließ und meine Aktion ebenfalls behinderte. Das erklärt sich daraus, daß die Majorität des Adelskonvents die vom Landtag 1906 gemachten Konzessionen, wie Verzicht auf das Patronatsrecht usw. bedauerte und glaubte, die Politik wieder zurückschrauben zu können. Eine so kurzsichtige Politik konnte und durfte ich als Landmarschall nicht mitmachen, und wurde daher für den Adelskonvent zum Stein des Anstoßes.

Es war auffallend, wie wenig Verständnis im Lande dafür vorhanden war, daß die Ritterschaften bei der schwierigen Stellung zwischen dem russischen Koloß und den aufstehenden nationalen Elementen eine Politik der Verständigung mit der einen oder anderen Seite anstreben mußten. Im Jahre 1909 nahm ich mit den Kollegen aus Kurland und Estland an der 200-Jahrfeier der Schlacht bei Poltawa teil, und hatte Gelegenheit, Seiner Majestät auf die im nächsten Jahre stattfindende Feier und Denkmalsenthüllung aufmerksam zu machen und um Teilnahme an denselben zu bitten, was gütigst zugesagt wurde. Die Feier in Riga im Juli 1910 gelang in jeder Bezie-

hung glänzend, was der Ministerpräsident Stolypin mir gegenüber anerkannte und was wohl auch mit dazu beitrug, meine Stellung ihm gegenüber günstig zu beeinflussen. Die Adelsmarschälle der übrigen Gouvernements waren alle nach Riga eingeladen worden, und die Vertreter von Petersburg, Moskau, Poltawa, Nowgorod und noch einiger anderer Gouvernements waren erschienen. Die Form nach außen wurde gewahrt, aber die kleinlichen Eifersüchteleien innerhalb der Ritterschaftsrepräsentation haben sowohl mir, als auch meiner Frau diese mit viel Arbeit verknüpfte Zeit gründlich verleidet.

Trotzdem die gerade in den Tagen in Riga ganz besonders rührig auftretende Geheimpolizei sich von der unbedingten Loyalität der deutschen Bevölkerung hatte überzeugen müssen, wuchs in Regierungskreisen das Mißtrauen gegen alles, was mit den deutschen Vereinen zusammenhing. Zu wiederholten Malen habe ich für diese Vereine beim Ministerpräsidenten eine Lanze brechen müssen, und zwar immer dann, wenn von der Vereinsleitung allzu laut die Trommel gerührt worden war. Das wirkte auf die Russen wie das rote Tuch und hat uns leider viel Feinde gemacht. Unsere Herren schienen aber das diplomatische Geschick unserer Vorfahren vollkommen verloren zu haben, die jene befähigte „fortiter in re" zu bleiben, ohne ihr Glaubensbekenntnis stets im Munde zu führen.

Die nationale Welle schwoll unter der Aegide des Ministerpräsidenten Stolypin immer höher an, was für jeden objektiven Beobachter umso bedenklicher erschien, als damit gleichzeitig der nationale Chauvinismus und die religiöse Intoleranz wuchs. In allen Grenzgebieten wurde rücksichtslose Russifizierungspolitik getrieben und einer unerhörten Willkürherrschaft Tor und Tür geöffnet. Das konnte zu keinem guten Ende führen. Im September 1911 erlag der Ministerpräsident der Kugel eines Attentäters in Kiew.

Obgleich ich im Jahre 1911 vom Landtag zum Landmarschall wiedergewählt worden bin, gaben meine Gegner im Adelskonvent die Hetze gegen mich nicht auf. Diese Intrigen nahmen schließlich i. J. 1912 eine so häßliche Form an, daß ich mich entschloß, mein Amt auf dem Dezemberlandtag 1912 zur Disposition zu stellen, d. h. dem Landtag die Möglichkeit zu geben, sich darüber auszusprechen, ob ich seine Beschlüsse richtig verstanden und dementsprechend vertreten hätte oder nicht. Das

gab eine ungeheure Aufregung und nach einer eingehenden Prüfung der Sachlage in einer Vorverhandlung, auf der ich mich an der Diskussion nicht beteiligte, endete die Sache mit meiner Wiederwahl. Dieses reinigende Gewitter hatte zur Folge, daß die Oettingens und Sivers mit ihrem nächsten Anhang aus dem Adelskonvent ausschieden und dadurch dem bisherigen geradezu unwürdigen Intrigenspiel ein Ende bereitet wurde.

In diesem Jahre 1912 war ich vom russischen Adel in den Reichsrat gewählt worden, wo ich mich mit den rittersch. Vertretern von Est- und Kurland der Fraktion des Zentrums anschloß. Mit den Rechten konnten wir uns nicht verstehen, weil diese Fraktion durchaus nicht konservativ im westeuropäischen Sinne, sondern eine Partei fanatisch orthodoxer Russen war, die sich allein für existenzberechtigt hielt. Es war sehr eigentümlich, wie sehr man im Reichsrat an Ansehen gewann, sobald man erst von der Tribüne gesprochen hatte. Ich bin nicht häufig dazu gekommen, weil die Reformprojekte der Ritterschaft dank der Verschleppungstaktik Fölkersahms und Rosens die Duma nicht passierten, sondern in Kommissionen stecken blieben. Gesprochen habe ich meist in Fragen, die auch für unsere Provinzen Bedeutung hatten, und dann in allen Fällen, wo es sich darum handelte, Angriffe abzuwehren, und während des Krieges, wo gegen alles, was deutsch war, gewettert wurde, die doch einige Male mit Erfolg abgewehrt werden konnten.

Wenige Tage vor Ausbruch des Weltkrieges hatte der Rigasche Automobilclub eine Fahrt durchs Land arrangiert, an der auch der Großfürst Kyrill mit Gemahlin teilnahmen. Sie beehrten uns mit ihrem Besuch in Audern. Zum Empfang in Riga mußten wir uns dorthin begeben, weil die Aufnahme der Kaiserlichen Hoheiten im Ritterhaus geplant war. Am Tage nach diesem Fest traf die Mobilmachungsorder für den Moskauer und Kasanschen Militärbezirk sowie die Marinereserve ein. Da der Großfürst die Marineuniform trug, nahmen wir an, er werde sofort abreisen, hatten uns darin aber sehr geirrt! Er beteiligte sich ruhig an den Rennen dieses Tages und hatte sogar die Einladung zum Abendfest in Majorenhof angenommen. Kurz vor Beginn dieses Festes traf die allgemeine Mobilmachungsorder ein. Aber auch dieses schien den Großfürsten nicht weiter zu stören. Diese Indolenz fiel allgemein so unangenehm auf, daß

ich mich als Landmarschall für verpflichtet hielt, an den Großfürsten die Frage zu richten, ob er nicht wünsche, daß der Kurierzug nach Petersburg in Riga aufgehalten würde, damit er ihn benutzen könne. Aber auch das schien der Großfürst nicht für notwendig zu halten, und nur durch Vermittlung und mit Hilfe der Großfürstin gelang es mir, die Herrschaften um drei Uhr nachts zur Abreise per Auto zu bewegen.

Kaum war der Krieg erklärt, als auch die ganz offene Deutschenhetze bei uns losging. Letten und Esten zeichneten sich ganz besonders durch ihre gemeinen und boshaften Denunziationen aus und wurden darin noch von großen russischen Zeitungen unterstützt. Alle deutschen Schulen wurden geschlossen. Der Deutsche war zum Paria geworden! Ich drang bis zum Kaiser vor und entwarf ihm ein Bild unserer verzweifelten Lage. Er versprach Abhilfe und schickte auch sofort den Flügeladjutanten General Dshunkowsky, einen früheren Offizier des Preobrashensky-Regiments. Dieser kam über Reval, wo er sich vom dortigen Gouverneur, seinem früheren Regimentskameraden Korostowetz hatte instruieren lassen. Da Korostowetz für seine Dummheit bekannt war, konnte Dshunkowsky dort wenig profitieren. Er erwies sich denn auch, in Riga angekommen, als so glühender Deutschenhasser, daß er es dem Deutschen Verein zum Vorwurf machte, daß sein Kalender pro 1913 als Titelbild ein Zeppelinluftschiff aufwies und keinen Ilja Murometz (russ. Flugzeugtyp). Mein Einwand, daß der Ilja Murometz erst im Frühjahr 1914 seinen ersten Probeflug gemacht, also im Jahre 1913, geschweige denn 1912, noch garnicht existiert habe, ließ ihn zwar verstummen, hat ihn aber schwerlich bekehrt. Sein Bericht, von dem ich später Kenntnis erhalten habe, fiel denn auch direkt ungünstig für uns aus, weil er in denselben alle möglichen unkontrollierten Gerüchte mit aufgenommen hatte. Durch diesen Bericht wurde auch die Stellung unseres Gouverneurs erschüttert, der nach Möglichkeit bestrebt gewesen war, die unglaublichen Härten der Deutschenhetze abzuschwächen und zu mildern.

Sehr kennzeichnend für die damalige Stimmung war meine Unterredung mit dem Ministerpräsidenten Goremykin, den ich darauf aufmerksam machte, daß durch die Schließung der deutschen Schulen kurz vor Beginn des Herbstsemesters viele hundert Kinder einfach auf die Straße gesetzt seien. Er erwiderte

darauf, daß ich doch verstehen müsse, daß die Regierung nicht anders handeln könne, nachdem sie mit den Verbündeten verabredet hätte, Deutschland zu „vernichten"! Ich erlaubte mir darauf hinzuweisen, daß man ein Volk von 70 Millionen nicht vernichten könne und zur Zeit durch solche Maßregeln nur die Aspiration der politisch sehr unzuverlässigen Letten und Esten großgezogen würde. Mit denen führen wir keinen Krieg, war die Antwort, und als ich darauf hinwies, daß, wenn so weitergewirtschaftet würde, man mit diesen Leuten werde Krieg führen müssen, machte der Ministerpräsident eine sehr bezeichnende Handbewegung zu der Bemerkung: „dann werden wir sie zermalmen". — Der alte Goremykin ist leider nicht mehr am Leben. Ich würde ihn gerne an dieses Gespräch erinnern und fragen, wann er die beiden Zwergrepubliken zu zermalmen gedenkt! —

Gleich in den ersten Monaten nach Ausbruch des Krieges entwickelte sich das Unwesen des Denunzierens von Seiten der Esten und Letten in einem Maße, wie man es nicht für möglich gehalten hätte. Eines der tragischsten Opfer dieses Unwesens wurde der Oberförster Häussler in Neuhausen. Von einem ihm ganz fremden Arbeiter wurde er denunziert, ihn, den Arbeiter dazu aufgefordert zu haben, in den Grenzen von Neuhausen Brücken zu zerstören, um den Vormarsch der Truppen zu hindern. Trotz dieser ganz unsinnigen, nicht einmal den Schein der Wahrscheinlichkeit habenden Denunziation wurde dem bisher vollkommen unbescholtenen Oberförster der Prozeß gemacht und er zu zwei Jahren Arrestantenkompanie verurteilt. Es ist mehr als verständlich, daß die Animosität gegen die Regierung in deutschbalitischen Kreisen immer mehr zunahm. Schon zu Ende des Jahres 1914 erschien der General Kurloff mit einem Stabe sehr minderwertiger Beamten als Generalgouverneur in Riga.

Er hatte den Auftrag gehabt, die Verwaltung von Ostpreußen zu übernehmen und hatte durch die Niederlage Rennenkampffs sein Verwaltungsgebiet verloren. Nun wurde er in Riga untergebracht. General Kurloff war ein kluger Mensch, aber ein frivoler Zyniker. Als ich ihn im Mai 1915 wegen verschiedener Maßregeln scharf interpellierte und in die Enge trieb, erklärte er schließlich: „Ja, Baron, ich gebe zu, daß wir auf einem Pulverfaß sitzen und rauchen". Trotz dieser Erkennt-

nis wurde weiter fortgefahren, den loyalsten Teil der Bevölkerung zu bedrängen. Es wurde verboten, öffentlich deutsch zu sprechen!

Als nun im Juli 1915 der deutsche Vorstoß bis nach Mitau vordrang und die Verwaltungsbehörden nach Dorpat verlegt wurden, mußte auch die ritterschaftliche Vertretung dahin übersiedeln. Der Umstand, daß der Ritterschaftssekretär v. Samson als Reserveoffizier einberufen war, machte sich jetzt ganz besonders fühlbar. Der Residierende Landrat Baron W. Stael v. Holstein ging ganz in Geschäften des Roten Kreuzes auf, die Landesangelegenheiten kamen dabei zu kurz. —

Als Anfang August 1915 von der deutschen Marine der Vorstoß bis in die Pernauer Bucht vorgetragen wurde, war ich in Petersburg im Reichsrat beschäftigt. Der Feind hatte entschieden nur die Absicht, den Hafen durch Versenkung zweier Dampfer zu sperren. Da er aber von Land her beschossen wurde, erwiderte er natürlich das Feuer, ohne viel Schaden anzurichten. Der in ganz Rußland als verrückt bekannte Paul Rodsjanko, der in Pernau ein Landwehrbataillon kommandierte, hielt es für angebracht, alles, was ihm unter die Finger kam, zu vernichten. So wurde die schöne Zellstoffabrik mit allen Vorräten verbrannt und gesprengt, ebenso die Nobelschen Petroleumniederlage und das städtische Elektrizitätswerk. Über seinen glänzenden Sieg berichtete dieser Tollhäusler seinem Bruder, dem Dumapräsidenten. Seine Soldaten fingen in Pernau an zu plündern und mußten daher aus der Stadt entfernt werden.

Einige Wochen nach dieser Begebenheit erließ der General Russky den Befehl wegen Waffenablieferung der deutschen Bevölkerung. Da der General mein Kollege im Reichsrat war, schrieb ich ihm als Landmarschall in dieser Angelegenheit einen geharnischten Brief, der zur Folge hatte, daß die Militärs mir an den Kragen wollten, d. h. auf meine Verschickung nach Sibirien drangen.

Das Ministerkomité lehnte die Sache ab. Dann wurde das Ansinnen an den Präsidenten des Reichsrats gestellt, der Seiner Majestät darüber Vortrag zu halten beschloß. Die Entscheidung S. M. des Kaisers, der doch Oberkommandierender war, ist typisch für seine Charakterschwäche. Er beauftragte den Präsi-

denten des Reichsrats, den Brief des Kommandierenden der Nordfront unbeantwortet zu lassen, und damit endete diese hochnotpeinliche Angelegenheit im Schreibtische des Präsidenten.

Der Stabschef und böse Geist des Generalen Russky, der General Bontsch-Brujewitsch, ist jetzt Armeeführer in der Roten Armee und war wohl auch in der zarischen Zeit schwerlich monarchisch.

Ende Oktober dieses Jahres sollte plötzlich auf Anordnung des Kommandeuren der VI. Armee der Küstenstrich von Riga bis an den Finnischen Meerbusen in einer Breite von 20 Werst evakuiert d. h. von Vieh und Vorräten entblößt werden, um dem Feinde bei eventueller Landung die Existenzmöglichkeit zu nehmen. Um diese irrsinnige Maßregel zu bekämpfen, eilte ich sofort nach Petersburg. Im Stabe der VI. Armee wurde ich vom Chef sehr von oben herab behandelt, was mich indessen nicht hinderte, an den Generalen die Frage zu richten, ob die Verwüstung von 5000 Quadrat-Werst eigenen Landes nicht doch am Ende ein zu großes Opfer sei, das man einer angeblichen Gefahr bringe? — „Woher 5000 Quadratwerst?" war die Gegenfrage, die ich damit beantworten konnte, daß 250 Werst Küste von Riga nordwärts bei 20 Werst Breite die Fläche von 5000 Quadratwerst ergebe. Sehr nachdenklich geworden meinte der General: „Ist das so viel?" — Nach dieser Unterredung wandte ich mich sofort an den Ministerpräsidenten Goremykin und den Landwirtschaftsminister Kriwoschein und erreichte auf diesem Wege, daß die geplante Evakuation unterblieb und somit der Küstenbevölkerung ungeheure Verluste erspart blieben. 14 Tage nachher waren die Küsten allein schon durch Eis gesperrt.

Im Frühjahr 1916 hatte der Kommandeur der Nordfront ein Ausfuhrverbot für Molkereiprodukte aus den Baltischen Provinzen erlassen, das umso unverständlicher war, als die Truppen die Massen, z. B. von Tworog (= Quark), garnicht konsumieren konnten, während Petersburg gerade an diesem Artikel litt. Auf den Wunsch und Rat des Petersburger Stadthauptmanns, des Fürsten Obolensky, wandte ich mich in dieser Frage telegraphisch direkt ans Große Hauptquartier, wo vom Stabschef, dem Generalen Alexejeff, das unsinnige Ausfuhrverbot sofort aufgehoben wurde.

Die Stellung der Balten sowohl in der Duma, als auch im Reichsrat, war eine sehr schwierige, weil man nur allzuoft mit geballten Fäusten Dinge mit anhören mußte, ohne vernünftigerweise antworten zu können. Während in der Duma unsere Herren geradezu dazu gedrängt wurden, aus der Oktobristenfraktion auszutreten, war die Stimmung im Reichsrat eine wesentlich vornehmere und auch objektivere. Als am 1. April 1916 der frühere Justizminister Schtescheglowitow auf eine Rede von Baron Alfred Schilling mit so unerhörten Insinuationen gegen die Ritterschaften vorging und sie speziell dafür verantwortlich machte, daß so viele ihrer Glieder aus dem russischen Untertanenverbande in den deutschen übergingen, bot er mir die lang ersehnte Gelegenheit zu scharfer Abwehr. Ich verwies zunächst darauf, daß nach russischem Strafrecht nicht einmal die Eltern für Vergehen ihrer erwachsenen Kinder haftbar gemacht werden könnten, geschweige denn Vereine für Handlungen ihrer einstigen Glieder. Diese Handlungen, d. h. Austritt aus dem Untertanenverbande, seien aber alle mit Genehmigung S. Majestät vor sich gegangen und daher schwerlich als Vergehen zu bezeichnen, und da alle diese Sachen durch die Hände des Justizministers gegangen, sei es sonderbar, daß diese gesetzlichen Bestimmungen dem früheren Justizminister nicht bekannt seien. Zu einer Antwort verstieg sich Herr Schtscheglowitoff nicht mehr, und ich sah in der Versammlung viele lachende Gesichter, die dem wenig angesehenen Manne die Abfuhr gönnten. Unsere, d. h. der Balten, Stellung in der Versammlung ließ sich nur dadurch halten, daß man sich seiner Haut geschickt wehrte, sobald sich dazu die Gelegenheit bot, — aber schwierig genug war es, immer die nötige Ruhe zu bewahren.

Im Dez. 1916 fand wieder eine Tagung des Russischen Adelsverbandes statt. Die Aufregung über den Einfluß der unverantwortlichen Ratgeber die S. Majestät umgaben, war allgemein. Es wurde eine entsprechende Resolution gefaßt und der Präses Samarin beauftragt, sie S. Majestät zur Kenntnis zu bringen. Das geschah am 9. Jan. 1917. Am 21. Febr. 1917 referierte uns Samarin über diese Audienz, bei der er sogar Personen namentlich genannt hatte, gegen die das ganze Volk berechtigtes Mißtrauen hege. S. Majestät habe ihm darauf geantwortet, daß, nachdem er 23 Jahre regiert habe, er doch glaube, sich soviel Menschenkenntnis erworben zu haben, um seine Umgebung

richtig einzuschätzen. Es gab also keinen Ausweg aus diesem Circulus vitiosus, aber keiner von uns ahnte, daß die Katastrophe so nahe bevorstand, denn niemand glaubte an die Absicht der Regierung, die Dumasession zu schließen!

In den letzten Tagen dieser letzten Februarwoche fanden täglich nachmittags Demonstrationszüge durch die Straßen statt anläßlich der zunehmenden Teuerung, die aber ohne alle Excesse verliefen. Erst am Sonntagabend und besonders am Sonntag d. 26. Februar wurde die Stimmung der Massen immer erregter. Am Abend dieses Tages meuterte eine Kompanie des Pawlowschen Regiments, und am 27. Februar morgens war die Revolution in vollem Gange. Überall wurden die Offiziere überfallen, mißhandelt und auch erschossen, wenn sie ihre Waffen nicht abliefern wollten. Es war einfach unmöglich, die Straßen zu passieren, weil wie toll und blind geschossen wurde. Einen Trupp von 5 Mann, die nicht mitmachen wollten, nahm ich in meinem Vorzimmer auf und hielt sie, bis es dunkel wurde.

Zu Mittag war ich mit meinem Sohn Andreas zur Gräfin Kleinmichel geladen, die uns gegenüber wohnte. Wenige Minuten, ehe es zu Tische ging, mußten wir das Haus räumen. Wir löschten die Lichter und brachten die Gräfin in unsere Wohnung, wo sie bis Mitternacht blieb. Am nächsten Tage, dem 28. Februar, drang ich bis zum Grand Hotel in der Kleinen Morskaja vor, wo ich meinen estländischen Kollegen Baron Ed. Dellingshausen sprechen wollte. Bis ich das Hotel erreicht hatte, habe ich mehr Kugeln pfeifen hören, als mir lieb war, und mußte ich dort bleiben, bis es dunkel wurde, worauf ich dann den Rückzug in meine Wohnung in der Sergijewskaja antrat. Vor allen Polizeirevieren, die ich unterwegs passierte, brannten Scheiterhaufen bestehend aus polizeilichen Aktenbündeln. Am 1. März gelang es mir nicht ohne Schwierigkeiten bis zum Telegraphenamt vorzudringen, um meiner Frau Nachricht zu geben. Es war das der Tag, an dem der Plebs in den Reichsrat im Marienpalast eingedrungen war und den dortigen Kassenschrank nach allen Regeln der Kunst geknackt hatte.

Am 3. März wurde die Abdankung des Kaisers publiziert, wodurch die ganze riesige Armee ihren Führer verlor. Der Generaladjutant (?) Russky, Führer der Nordfront, hat dabei eine verhängnisvolle oder vielmehr schmachvolle Rolle gespielt. Da nun der Reichsrat auch nicht mehr funktionierte, wäre ich gern

abgereist, wenn es eine Möglichkeit gegeben hätte, den Bahnhof anders als zu Fuß zu erreichen. Endlich, am 6. März, zeigten sich wieder einige Schlitten. Es gelang mir, mit einem Handsack den Bahnhof zu erreichen und nach Dorpat abzufahren. Der Zustand auf dem Baltischen Bahnhof, der von einer losbündigen Soldateska besetzt war, spottete jeder Beschreibung. Es gehörte viel Kaltblütigkeit und Ruhe dazu, um sich in diesem Getümmel zurechtzufinden und vor allen Dingen einen Platz im Waggon zu erlangen.

In Dorpat dasselbe Bild der beginnenden Auflösung. Rote Fahnen, undisziplinierte Soldaten und hinaufdrängender Plebs überall. Die Ritterschaft von allen Seiten angefeindet und ganz machtlos. Die Situation war trostlos. Da von der Temporären Regierung Kommissionen ernannt waren, um die geplanten Reformen auch in den Baltischen Provinzen zu bearbeiten, fuhr ich Anfang April wieder nach Petersburg zurück. Die Arbeit war wenig erbaulich, denn das Auftreten der lettischen und estnischen Volksvertreter übertraf an Arroganz den russischen Beamten gegenüber alles, was ich in dieser Beziehung bisher erlebt hatte. In diesen Kommissionen bin ich denn auch mit all den Herren: Poska, Jaakson, Pohl, Piip, Meierowiz, Walters, Salit, Stutschka et tutti quanti zusammengetroffen. Das Leitmotiv für diese Herren war nationaler Chauvinismus; von irgend einem Rechtsgefühl keine Spur!

Der Geschäftsführung im Landratskollegium hatte seit dem Jahre 1914 der zur Reserve einberufenen Ritterschaftssekretär Herr F. v. Samson-Rauge, sehr gefehlt. Es gelang mir unter Hinweis auf die bevorstehenden sehr einschneidenden Reformen Herrn v. Samson aus dem Militärdienst zu befreien und dadurch dem Residierenden Landrat den Mitarbeiter zu schaffen, der ihm seit drei Jahren zum Schaden der Geschäftsführung gefehlt hatte.

Im Juli des Jahres 1917 fuhr ich nach Moskau, um mit den Vertretern der anderen Adelskorporationen Fühlung zu gewinnen, kehrte aber von dort recht deprimiert zurück, weil ich die Überzeugung gewonnen, daß nicht die geringste Aussicht dafür vorhanden war, eine große konservative Partei im westeuropäischen Sinne zu bilden. Als nun gar Anfang Juli der erste Bolschewistenputsch glücklich vereitelt worden war, verließ ich Petersburg, weil ich dort beim besten Willen doch nichts mehr ausrichten konnte.

Anfang August 1917 erhielt ich vom Kreisdeputierten H. v. Stryk-Tignitz aus Stockholm die Nachricht, daß es ihm gelungen sei, sich mit der deutschen Obersten Heeresleitung, speziell mit dem Generalen Ludendorff, in Verbindung zu setzen, und daß deutscherseits ein Vormarsch im Baltikum geplant werde. Die Nachrichten wurden mir und Baron Dellingshausen mündlich durch Hans v. Schulmann gebracht und von uns niemandem mitgeteilt, weil wir uns vollkommen dessen bewußt waren, daß wir im Grunde Hochverrat trieben und daher allein die Verantwortung tragen müßten, ganz abgesehen davon, daß wir über die von jeher mangelhafte Diskretion unserer Mitbrüder vollkommen im Bilde waren. Wir ließen Herrn v. Stryk zunächst ebenfalls nur mündliche Nachrichten zukommen. Ende August wurde Riga von den deutschen Truppen besetzt und von diesem Zeitpunkt an entwickelte eine Gruppe von Mitbrüdern unter Führung von M. v. Sivers-Römershof und E. v. Oettingen-Jensel von Riga aus eine geradezu unheilvolle Tätigkeit. Als die deutschen Truppen in Riga einrückten, waren dort drei Landräte zur Stelle, und zwar A. v. Strandmann, O. v. Blanckenhagen und J. v. Wolff. Diese Herren versagten vollkommen und überließen die Führung den Herren Max v. Sivers-Römershof und Erich v. Oettingen-Jensel, die seit dem Dezember 1912 der Ritterschaftsrepräsentation nicht mehr angehörten. Diese Herren bildeten den sog. Vertrauensrat, zu dem außer den vorgenannten Landräten der Kreisdeputierte A. v. Samson-Hummelshof und der Ritterschaftsnotar A. v. Transehe gehörten.

Der Führer dieses Vertrauensrats M. v. Sivers blies ausschließlich ins alldeutsche Horn und hatte nicht das geringste Verständnis dafür, daß man gut deutsch gesinnt sein könne und dabei doch die speziellen baltischen Verhältnisse im Auge behalte. Es entging ihm vollständig, daß wir Balten ein sehr gefährliches Spiel spielten, wenn wir uns ausschließlich reichsdeutsch orientierten und unsere Mitbewohner, die Esten und Letten, nicht mit in Rechnung zögen. Dieser Vertrauensrat usurpierte sich in Riga das Recht auf Führung der ritterschaftlichen Politik und begann von Riga aus in der unvorsichtigsten Weise Nachrichten und Aufträge nach Dorpat zu senden, und zwar nicht an den Landmarschall oder den Residierenden Landrat, sondern an Konventsglieder und sogen. Sekretäre. Die Herren in Riga waren sich augenscheinlich garnicht klar darüber, daß

sie Hochverrat trieben und die im Machtbereich der russischen Truppen befindlicher Mitbrüder im höchsten Grade kompromittierten.

Durch diese ins Land gesandten Nachrichten wuchs die Aufregung in allen Kreisen in solchem Maße, daß mir nichts anderes übrigblieb, als Anfang Dezember den Adelskonvent in alles das einzuweihen, was ich bisher unternommen, um dort Fühlung zu gewinnen, von wo wir Hilfe erwarteten. Trotzdem sich die Herren Konventsglieder zu absolutem Stillschweigen verpflichtet hatten, fingen doch alle möglichen Details an durchzusickern, wodurch das Mißtrauen der russischen Militärautoritäten wachgerufen wurde. Aber Mahnungen zur Vorsicht wurden verlacht, bis die Katastrophe hereinbrach.

Am 23. Januar 1918 wurden in Reval der Ritterschaftshauptmann und noch 5 Herren verhaftet, und zwar ganz direkt unter dem Verdacht des Einvernehmens mit der deutschen Heeresleitung! Um dem Kollegen Dellingshausen zu helfen, reiste ich am 25. Januar abends von Dorpat nach Petersburg ab. Da ich die Möglichkeit ins Auge gefaßt hatte, unter Umständen von Petersburg via Dünaburg nach Riga zu gelangen, hatte ich mich dementsprechend gekleidet, d. h. alter Jagdpelz und ebensolche Mütze. Im Reisesack führte ich außer einiger Wäsche nur den schwarzen Rock. Diese Kleidung kam mir auf der Reise nach Petersburg sehr zu statten, da ich Platz nur in einem Warenwaggon fand, in dem wir 60 Menschen eng zusammengepfercht bis Petersburg fuhren. Ein estnischer Reservefähnrich hielt die wüstesten bolschewistischen Hetzreden und verließ unseren Waggon erst, als ich zu meiner Aufklärung anfing Fragen an ihn zu richten, die ihm augenscheinlich sehr unbequem waren.

In Petersburg mußte ich mich sehr bald davon überzeugen, daß die Zentrale absolut keine Macht mehr über die Provinz hatte und uns nur mit schönen Redensarten abzuspeisen suchte. Der Verkehr in den Straßen Petersburgs war im Dunkel nicht ungefährlich, da nicht wenigen Leuten und sogar Damen die Pelze und sogar Stiefel abgenommen worden waren. Mein alter Jagdpelz und die recht schofele Kopfbedeckung waren der sicherste Schutz gegen solche „Requisitationen".

Als nun aus Reval die Nachricht der Verhaftung all unserer Damen eintraf, beschlossen wir in Gemeinschaft mit Alexander

Meyendorff, Hans Rosen, Axel Nolcken und Schilling-Seinigal einen letzten Versuch beim Justizkommissaren Stutschka zu machen durch Vorhaltung eines schriftlichen Protests, den Meyendorff auszuarbeiten übernahm und den ich als Landmarschall unterschreiben sollte. Am nächsten Morgen, dem 31. Januar 1918 alten Stils, versammelten wir uns bei Baron Meyendorff und stimmten dort dem ersten Teil seiner Ausarbeitung der historischen Entwicklung der Baltischen Frage voll und ganz zu. Was nun aber die Schlußfolgerung betraf und besonders das Petitum, das dahin ging, die Regierung solle uns gestatten, in einem bestimmten Zeitraum mit Weib und Kind auszuwandern, so konnte ich nur kategorisch erklären, daß ich ein solches Schriftstück weder als Landmarschall, noch als Privatmann, unterschreiben würde, weil es all unseren Traditionen widerspräche. Meyendorff war durch meinen energischen und wahrscheinlich auch recht scharfen Widerspruch sehr überrascht, erklärte sich aber bereit, die Schrift umzuarbeiten. Ich übergab am selben Tage die Führung der Aktion für Befreiung der Damen in Reval Baron Schilling-Seinigal, Rosen-Roop und Axel Nolcken, und beschloß am selben Abend nach Dünaburg abzureisen, weil es mir aussichtsreicher schien, mich in Riga zu betätigen, als in Petersburg oder Dorpat, wo doch voraussichtlich in allernächster Zeit alles drunter und drüber gehen mußte.

Der Andrang zu den Zügen war ein derartiger, daß es mir erst gelang, in dem dritten nach Pleskau gehenden Zuge einen Platz zu finden. An Schlaf war nicht zu denken, da unentwegt Politik geredet wurde und der schreiendste Unsinn aufs Tapet gebracht wurde. Ich konnte mich nur dadurch diesen Gesprächen fernhalten, daß ich starke Harthörigkeit simulierte. In Dünaburg, fand ich sehr rasch Leute, die ich brauchte, Baron Sacken u. Rönne, und eine Stunde nach meiner Ankunft sausten wir im Auto eines polnischen Rechtsanwalts aus der Stadt auf der Chaussee nach Nowoalexandrowsk. Papiere hatte ich mir in Petersburg geschafft, um den Posten zu beruhigen. Auf der zwölften Werst verließ ich mit Sacken das Auto und gingen wir zu Fuß durch verschneite russische Schützengräben und Drahtverhaue bis zur neutralen Zone, auf der die deutsche Kantine stand. Dort traf ich den Offizier vom Dienst, dem ich mich vorstellte, indem ich ihm einen Brief des Admiralen Keyserling übergab, den ich in Petersburg erhalten. Das Passieren der

russischen Linie war auch nur deswegen so gut gelungen, weil ich darauf bestanden hatte, den Gang in der Mittagsstunde zu wagen, in der Voraussetzung, daß der russische „towarischtsch" in dieser Zeit mehr Sinn für Essen und Schlafen haben würde, als für den Wachdienst. Ich hatte richtig gerechnet.

Der deutsche Offizier Oberleutnant Cleinow nahm mich in sein Auto und brachte mich bis in den Stab in Unziany, von wo ich am anderen Morgen unter Geleit eines Unteroffiziers nach Riga aufbrach. Dort hatte ich mich nur im Stabe der VIII. Armee und beim kommandierenden General, dem Grafen Kirchbach, zu melden, und damit waren die Formalitäten wohl erledigt, aber leider noch lange nicht all die Quertreibereien, die mich von Seiten meiner Mitbrüder erwarteten und mir vollkommen überraschend kamen.

Gleich am ersten Tage, dem 16. Februar 1918, fand ich mich auf der Sitzung des Vertrauensrates ein, der M. v. Sivers präsidierte. Nach Erledigung der Tagesordnung richtete ich an ihn die Frage, ob er es nicht für richtig halte, jetzt, wo der Landmarschall eingetroffen, ihm das Präsidium zu übergeben. Herr v. Sivers erklärte, das nicht tun zu können, weil der Vertrauensrat eine von der deutschen Militärverwaltung bestätigte Institution sei. Gleich nach der Sitzung teilte mir Herr v. Sivers brieflich mit, daß er gern bereit sei, dem Landmarschall eine beratende Stimme im Vertrauensrat einzuräumen. Auf diesen Vorschlag konnte ich umsoweniger eingehen, als der Ritterschaftsnotar A. v. Transehe in diesem Rate beschließende Stimme hatte. Ich erklärte daher Herrn v. Sivers schriftlich, daß ich die Würde des mir vom Landtag anvertrauten Amtes zu wahren wissen würde, inzwischen aber auf die Teilnahme an den Sitzungen des Vertrauensrates verzichte. Mir lag vor allen Dingen daran, nach Berlin zu fahren, um mich dort mit dem Kreisdeputierten Stryk aussprechen zu können und sofort auch die Genehmigung zur Einberufung des Landtags zu erwirken. Es schien, als ob die Bewilligung zu dieser Reise nur ungern erteilt wurde und erst in Berlin erfuhr ich durch Herrn v. Stryk, daß der Rigasche Vertrauensrat sich gutachtlich so wenig vorteilhaft über mich geäußert hatte, daß er, Stryk, von sich aus eine Gegenaktion hatte ins Werk setzen müssen, um mir die Reise nach Berlin zu ermöglichen. In Berlin wurde ich vom Reichskanzler Hertling empfangen, erhielt die Genehmigung

zur Einberufung des Landtags und reiste darauf sofort nach Riga zurück, wo ich nun auch den Residierenden Landrat mit seiner ganzen Kanzlei bereits vorfand. Auch der Resid. Landrat hatte mit Herrn v. Sivers die größten Unannehmlichkeiten gehabt. Nur nach harten Auseinandersetzungen war es ihm gelungen, ihn dazu zu bringen, die wieder anwesende Ritterschaftliche Repräsentation als allein maßgebenden Faktor anzuerkennen. Als ich nun das vollkommen unqualifizierbare Verhalten der leitenden Personen des Vertrauensrates dem Landmarschall gegenüber vor dem Adelskonvent zur Sprache bringen wollte, wurde ich vom Resid. Landrat und den Ritterschaftssekretären beschworen, diese Sache auf sich beruhen zu lassen, d. h. einen Strich darunter zu machen, um in die damals ganz allgemein gehobene Stimmung keinen Mißton zu bringen. Keiner von uns dreien wußte damals, in welcher unerhört gemeiner Weise ich als politisch unzuverlässig, weil russisch orientiert, bei der deutschen Militärverwaltung gerade vom Vertrauensrat denunziert worden war. Hätte ich das auch nur voraussehen können, so hätte ich natürlich nicht geruht, bis restlose Aufklärung erfolgt wäre. So aber gab ich in dem Glauben an die Anständigkeit des Livl. Edelmanns dem Drängen meiner nächsten Mitarbeiter nach, machte einen Strich unter die Vergangenheit und hoffte, weiteres Unheil verhindern zu können. Ich habe mich darin leider geirrt. Der Gedanke lag nahe und ist von mir auch erwogen worden, auf dem Märzlandtage 1918 vom Amt des Landmarschalls zurückzutreten, weil vorauszusehen war, daß die sehr verständliche Dankbarkeit für den Schutz vor der drohenden Bolschewistenherrschaft durch die deutschen Truppen so sehr dominieren würde, daß es der nüchternen objektiven Beurteilung der politischen Lage kaum gelingen würde, sich Geltung zu verschaffen. Ich hielt mich aber umsoweniger berechtigt, diesem Kampfe aus dem Wege zu gehen, weil:

1. Der größte Teil der Landtagsglieder zum Teil ausgewiesen, zum Teil im Augenblick nach Sibirien verschleppt war und wohl erwarten durfte, daß die Wahl des Landmarschalls erst nach ihrer Heimkehr vorgenommen werden würde;

2. weil ich voraussah, daß ich nur in meiner Stellung als Landmarschall noch halbwegs Aussicht auf Erfolg der ganzen einseitig alldeutsch orientierten Gruppe der Oettingen, Sivers und Genossen würde die Spitze bieten können, und

3. endlich weil der Resid. Landrat trotz seines sehr ernsten Leidens glaubte, zunächst auf seinem Posten ausharren zu müssen, und ich klar voraussah, daß er ganze Arbeit nicht mehr würde leisten können.

Schon in der Frage, ob die Zivilverwaltung der Provinz zunächst von der Ritterschaft zu übernehmen sei, um dann im Einvernehmen mit den anderen Standschaften die Landesverwaltung zu schaffen, konnte ich mit dem Resid. Landrat zu keiner Einigung kommen. Der Landrat scheute die große Verantwortung und auch die Arbeitslast und wurde in seiner ablehnenden Haltung vom Ritterschaftssekretären v. Samson unterstützt. Gleichzeitig arbeiteten die Oettingens und ihr ganzer alldeutscher orientierter Anhang darauf hin, daß die Verwaltung in vollem Umfang den Militärautoritäten übergeben werde. Während meiner Abwesenheit in Dorpat und Reval übergab der Landrat, ohne mich um meine Zustimmung zu fragen, die ganze Verwaltung dem deutschen Militär, was natürlich die estländische Ritterschaft zur Nachfolge zwang. Damals war ich drauf und dran, von meinem Amt zurückzutreten, weil ich diesen Mangel an Arbeitslust und Verantwortungsfreudigkeit für das schlimmste Testimonium hielt, das die Ritterschaft sich ausstellen konnte. Meiner Ansicht nach mußten wir das Heft in den Händen behalten, um während der deutschen Okkupation einen modus vivendi mit den Nationalen zu erreichen. Wir hatten abdiziert, das war schlimm, aber noch schlimmer war es, daß so viele unserer Herren nicht das richtige Verständnis dafür hatten, daß man mit den gemäßigten Kreisen der Nationalen Fühlung gewinnen mußten, daß wir verpflichtet waren, baltische und nicht reichsdeutsche Politik zu treiben.

Die Kurländer hatten schon im Jahre 1915 den Beschluß gefaßt, ein Drittel des Großgrundbesitzes für deutsche Kolonisation zur Disposition zu stellen. Unsere Alldeutschen waren begeistert über diesen Beschluß, hatten im Herbst 1917 in einem Konventikel in Riga dasselbe beschlossen und wollten nun allen Ernstes einen derartigen Landtagsschluß exportieren. Die Anhänger dieser Idee übersahen es vollkommen, daß wir durch einen solchen Landtagsschluß das Tischtuch zwischen den Nationalen und der Ritterschaft zerschneiden und jede Veränderung so gut wie unmöglich machen würden. Ich war daher ausgesprochener Gegner dieses Kolonisationsprojektes und fest

entschlossen, es nicht zu einem so verhängnisvollen Landtagsschluß kommen lassen. Man hatte mit meiner überaus scharfen Gegnerschaft nicht gerechnet, woher es mir nicht schwer fiel auf dem Märzlandtage den Ansturm abzuschlagen. Dafür setzte aber gleich nach dem Landtage eine Propaganda für die Kolonisationsidee mit verdoppelter Kraft ein. Der Kurländische Landesbevollmächtigte Baron A. v. Rahden kam aus Berlin, wie er vorgab, mit den genauesten Instruktionen von der Obersten Heeresleitung. Der ausschließlich alldeutsch orientierte Landrat Eduard Stackelberg aus Estland sekundierte ihm, und gegen diese Herren kämpften der Ritterschaftshauptmann Baron Dellingshausen und ich zwei Tage auf einer Versammlung in Dorpat. Mir gelang es doch schließlich, unsere livl. Konventsglieder soweit kopfscheu zu machen, daß sie meiner Ansicht zustimmten, die Frage der Drittelhergabe nur in dem Falle auf dem bevorstehenden Julilandtage vorzubringen , wenn die Oberste Heeresleitung nach Prüfung meines diesbezüglichen Gutachtens dennoch auf der Anregung dieser Frage auf dem Landtage bestehen sollte. Nachdem General Ludendorff von meinem Gutachten Kenntnis genommen, verzichtete er telegraphisch auf die Verhandlung der Drittelfrage und bewies dadurch mehr Verständnis für die Schwierigkeiten der Balten-Politik als die Oettingens und ihr gesamter Anhang. Trotzdem hat es mir Mühe gekostet, auf dem Julilandtage den Herrn M. v. Sivers davon abzuhalten, die Drittelfrage in die Diskussion einzuflechten. Er gehörte eben zu den Politikern mit Scheuklappen, die stets das Beste wollen, aber leider meist mit falschen Mitteln operieren und daher Schaden anrichten. Ich bin überzeugt, daß nachdem er den Zusammenbruch der deutschen Militärmacht im Dezember 1918 erlebt hatte, er eingesehen haben wird, welch falschen Kurs er gesteuert hatte. Diese Erkenntnis wird die letzten Stunden vor seinem im Januar 1919 in Libau erfolgten Tode auch nicht erleichtert haben. Die Abwehr oder vielmehr die Verhinderung des Beschlusses über die Drittelhergabe für deutsche Kolonisten ist der letzte Dienst, den ich der Ritterschaft habe leisten können.

Meine Bestrebungen, die Militärverwaltung wenigstens zu einer vernünftigen Schulpolitik zu veranlassen, d. h. sie dazu zu bewegen, auch den Nationalen die Muttersprache in einzelnen Mittelschulen zu konzendieren, schlugen vollkommen fehl, weil die eigenen Mitbrüder, speziell der Oettingensche An-

hang politisch nicht feinfühlig genug waren, um die Wichtigkeit einer solchen Maßregel zu erkennen. Das Gewicht der zu uns haltenden gemäßigten Esten und Letten wäre in den Augen der eigenen Volksgenossen ganz ungeheuer gewachsen, wenn sie diesen Erfolg auf kulturellem Gebiet, gestützt durch die ritterschaftliche Vertretung, erreicht hätten. Zugegeben werden muß, daß es immerhin fraglich war, ob es gelungen wäre, die nationalen Gegensätze zwischen Esten und Letten zu überwinden und den baltischen Einheitsstaat zu bilden, aber zweifellos wäre die Stellung der Ritterschaften den Nationalen gegenüber eine günstigere gewesen, wenn wir beizeiten mehr Verständnis für die Forderungen der neuen Zeit gezeigt hätten.

Da ich für diese Politik der Verständigung mit den Nationalen so gut wie gar keine Unterstützung fand, war ich einerseits froh, auf dem Julilandtage 1918 das Amt des Landmarschalls einer jüngeren Kraft übergeben zu können, und mußte andererseits doch sehr sorgenvoll in die Zukunft schauen, weil mein Nachfolger außer einem guten Willen viel zu wenig Erfahrung auf dem Gebiet der Selbstverwaltung besaß und der neu gewählte Resid. Landrat A. v. Oettingen bereits im Jahre 1905 kritischer Zeit vollkommen versagt hatte.

Ich wurde zum Präses des Landrats gewählt, man sprach von Personalunion mit dem König von Preußen, machte schöne Projekte und ergab sich Zukunftsträumen, für die mir das Verständnis und der Glaube fehlte. Vom Landmarschall, der gleich nach dem Landtage nach Berlin gereist war, blieben wir ohne Nachricht, bis uns Ende Oktober die Alarmnachrichten aus Deutschland und von der Westfront aus unserer Ruhe rissen. Auf dringendes Verlangen des Adelskonvents kehrte der Landmarschall zurück und konnte nur bestätigen, was wir bereits durch andere Quellen erfahren hatten. Durch die vollständig ungenügende Berichterstattung hatte er sich einer schweren Unterlassungssünde schuldig gemacht, der zufolge das ganze Land von dem deutschen Zusammenbruch vollkommen unvorbereitet wie von einem Blitz aus heiterm Himmel, getroffen wurde.

Ich war in den letzten Tagen des November mit meiner Frau aus Riga zu Schiff nach Audern gefahren, weil in Pernau eine Panik auszubrechen schien, mein Sohn Dolf sich beim Baltenregiment gemeldet hatte, und meine Schwiegertochter mit ihrem

eben geborenen Kind in Audern zurückgeblieben war, und der Kreisdeputierte Stael-Staelenhof, anstatt allen mit gutem Beispiel vorauszugehen, es vorgezogen hatte, das Hasenpanier zu ergreifen und nach Riga ausgerückt war. Ich war fest entschlossen, auf dem Lande auszuharren. Am 14. Dezember wurde ich jedoch vom Resid. Landrat telegraphisch nach Riga gerufen, und mußte, wenn auch widerwillig, dem Rufe Folge leisten. In Walk angekommen, konnte ich nur feststellen, daß nur noch Militärzüge nach Riga verkehrten. Beim Majoren v. Reischach, der mit seinem Bataillon von Wesenberg kam, fand ich Aufnahme und traf am 16. Dezember in Riga ein. Vom Landmarschall, der Ende November zu Schiff direkt nach Stockholm gereist war, hatte man keinerlei Nachricht erhalten.

Die immer mehr schwindende Disziplin unter den deutschen Truppen war überall zu merken. Über Hals und Kopf gingen wir an die Organisierung einer eigenen Truppe. Die deutschen Kreise schlossen sich zur Landeswehr zusammen und erhielten Waffen und Munition aus deutschen Heeresbeständen. Auch eine lettische Truppe wurde gebildet, der aber leider sehr viel unzuverlässige Elemente zuströmten. Als am 30. Dezember eine Kompanie eines lettischen Regiments (ein solches gab es nicht, sondern nur 3 lett. Kompanien, in Riga, und weitere waren in den anderen Städten geplant HF) meuterte, wurde die Kaserne von den englischen Schiffen unter Feuer genommen. Die Kompanie wurde entwaffnet und gefangen abgeführt. Trotz alledem unterlag es am 1. Januar 1919 nicht dem geringsten Zweifel mehr, daß Riga von den deutschen Truppen geräumt werden würde, woher denn auch mir nichts anderes übrig blieb, als mich mit dem Gedanken vertraut zu machen, das Feld zu räumen. Am 2. Januar verließ der Resid. Landrat mit seinem Sekretären Riga und schlug den Weg nach Libau ein. Ich war der letzte im Ritterhause und ließ noch alle Portraits im Landratskollegium abnehmen und ins Dommuseum transportieren. Der Rentmeister August v. Klot und sein Gehilfe Robert v. Hirschheydt blieben leider in Riga zurück. Sie sind beide von den Bolschewiken arretiert, wochenlang im Gefängnis gehalten worden und schließlich am Flecktyphus gestorben.

Ich fand noch Platz auf dem Frachtdampfer „Roma", der am 3. Januar um 8 Uhr morgens Riga verließ. Eine Stunde vorher waren die englischen Kriegsschiffe still und geräuschlos abgezo-

gen. Die letzten deutschen Trupen hatten in der Nacht Riga verlassen und der Pöbel war bereits eifrig damit beschäftigt, die gefüllten Militärmagazine zu plündern. Überall krachten Gewehr- und Revolverschüsse, und der Himmel war rot von vielen Bränden, die möglicherweise von den abziehenden Truppen angelegt worden waren. Unser Schiff, die „Roma", hatte aus Stettin russische Kriegsgefangene nach Riga gebracht und war kaum gesäubert worden. Jedenfalls war die elektrische Beleuchtungsanlage in Unordnung und funktionierte nicht. Ein Glück war es für die 2000 Flüchtlinge, die auf dem Schiff Platz gefunden, daß wir mildes Wetter bei schwachem SO-Winde behielten, sonst hätte es böse werden können. Ich beabsichtigte nach Stettin zu gehen und von dort nach Stockholm zur Unterstützung des dort tätigen Landmarschalls. In Swinemünde verließ ich daher das überfüllte Schiff und setzte mich mit dem Landmarschall v. Stryk in Stockholm in Verbindung, Leider verzögerte sich durch alle möglichen widrigen Umstände die Erteilung der Einreiseerlaubnis nach Schweden so sehr, daß ich am 20. Februar noch in Stettin vom Resid. Landrat aus Libau die Aufforderung erhielt, dorthin zu kommen. Ich machte die Überfahrt auf dem Dampfer „Hannover", auf dem das sog. Yorcksche Korps dorthin transportiert wurde.

Als ich in Libau ankam, fand ich den Landmarschall v. Stryk dort bereits vor, aber in nicht geringer Aufregung darüber, daß ihm bei der Landung seine Mappe mit allen Papieren von der lettischen Regierung mit Beschlag belegt worden. Erst im Laufe des Tages konnten wir feststellen, daß diese Mappe allerdings so kompromittierende Papiere enthielt, daß Herrn v. Stryk nichts anderes übrig blieb, als vom Amte des Landmarschalls zurückzutreten. In unglaublich unvorsichtiger Weise hatte Stryk alle seine Pläne und geheimsten Gedanken zu Papier gebracht, so unter anderem, einen Vertrag mit dem Generalen Grafen v. der Goltz, von dem der Graf zunächst nichts wußte, und der die Überschrift trug „Geheimvertrag mit dem Generalen Grafen v. der Goltz". Außerdem lagen in der Mappe verschiedene „Ministerlisten" und eine Proklamation an die Landeswehr, die dazu bestimmt war, nach dem Einmarsch in Riga veröffentlicht zu werden, und vom Landmarschall als „Heermeister" unterzeichnet war. Ganz abgesehen von der Unvorsichtigkeit, solche Dinge zu Papier zu bringen, hatte die Sache noch einen üblen Beigeschmack, daß man an den geistigen

Fähigkeiten des Verfassers zu zweifeln sich genötigt sah. Doppelt leid tat es mir nun, Stryk nicht vor seiner Abreise aus Stockholm dort erreicht zu haben. Diese Unvorsichtigkeiten und vor allem seine Entgleisung hätte ich sicher verhindern können. Nun, wo das Unglück geschehen war, galt es schnell einen Ausweg zu finden, ehe die lettische Regierung dazu kam, einzugreifen. Stryk nahm als Landmarschall seinen Abschied. Der General v. d. Goltz erließ gegen ihn Haftbefehl, und ehe er zur Ausführung kam, wurde Stryk aus der deutschen Gesandtschaft, als deutscher Offizier verkleidet, an der Nase der auf ihn fahndenden lettischen Spitzeln vorbei zu einem Auto gebracht und über die Grenze expediert. Ehe die Leute sich besannen, war er bereits in Königsberg.

Nun trat an uns Konventsglieder die Schwierigkeit heran den neuen Landmarschall zu wählen. Anwesend waren nur drei Landräte Oettingen, Anrep und ich, die Kreisdeputierten Manfred Wolff und Axel Nolcken. Gehandelt aber mußte werden, und so wurde mir die Stellvertretung übertragen mit der Anweisung, nach Stockholm zu gehen und dort die von Stryk gespannten Fäden wiederaufzunehmen. Da ich voraussah, daß die lettische Regierung sich sehr wahrscheinlich auch für meine Person interessieren würde, sobald sie erfuhr, daß ich wieder als Landmarschall zu funktionieren die Aufgabe hätte, ging ich zu Fuß am selben Abend an Bord der „Hannover", die am nächsten Morgen auslaufen sollte, und ließ mir meine Sachen durch die Herren der Landeswehr nachbringen. Zwei Tage darauf wurde ich gesucht, war dann aber bereits in Stettin. Dort war die Erlaubnis zur Einreise nach Schweden für mich eingetroffen, die ich dann auch sofort ausnutzte.

In Stockholm am 1. März eingetroffen, mußte ich leider konstatieren, daß Herr v. Stryk wenig aktive Politik getrieben und sich mehr damit beschäftigt hatte, allen möglichen Traumgebilden nachzuhängen, für deren Verwirklichung wirklich kaum irgendwelche Aussicht vorhanden war. Die ritterschaftliche Delegation hatte ein eigenes Bureau, dessen Miete und Möblierung viel Geld gekostet hatte. Uberhaupt war mit den ritterschaftlichen Geldern sehr verschwenderisch gewirtschaftet worden, was ganz direkt auf die dem Landmarschall mangelnde Praxis in der Verwaltungstätigkeit zurückzuführen war.

Die Engländer, und ganz besonders die Franzosen, waren derartig zugeknöpft gegen uns Balten, daß mit ihnen keinerlei Verhandlung Aussicht auf Erfolg hatte. Um aber nichts zu versäumen, habe ich auch mit den Italienern Verbindung angeknüpft und sogar mit den Japanern, und war mit diesen die beliebteste Verhandlungssprache russisch.

In den wenigen Tagen, die ich im Februar in Libau weilte, war es mir klar geworden, daß die lettische Regierung Ulmanis rettungslos dem Bolschewismus in die Arme trieb, da der Kriegsminister Salit der ausgesprochene Bolschewik war. Ich hatte ihn schon im Juni 1917 in Petersburg als solchen kennen gelernt. Ende März schrieb ich daher durch eine sichere Gelegenheit dem Sekretären Fritz Samson nach Libau und machte ihn auf den Ernst der Lage aufmerksam. Ich wies die Herren darauf hin, daß die Landeswehr die Mobilisierung unzuverlässiger lettischer Truppen in ihrem Rücken nicht würde dulden können und dazu auch wohl schwerlich bereit sein werde, diese Regierung auf ihren Schultern nach Rige hineinzutragen. Ich riet dringend mit fester Hand zuzufassen, ehe nicht von Seiten der Truppe eine Unbesonnenheit begangen würde. Es half alles nichts! Die Herren im Nationalrat verstanden nur zu reden. Der Schneid zum Handeln fehlte, und so kam es zum Militärputsch am 16. April. Das Ziel war richtig, aber die Inszenierung mangelhaft, und daran war allein der lendenlahme Nationalrat schuld.

Die neue Regierung, die Herren Needra und Konsorten, waren ja keine Staatsmänner, die ernst zu nehmen waren, aber man konnte mit ihnen arbeiten, hätte sie aber leiten müssen. Ich war damals außer Landes und kann daher nicht beurteilen, ob und inwieweit das verabsäumt worden ist. Für mich ist aber der Umstand, daß diese Regierung sich nicht mit der Einnahme Rigas begnügte, sondern auf den Vormarsch über die Aalinie drängte, ein Beweis ihrer politischen Kurzsichtigkeit, die sie ja auch dann zu Fall gebracht hat. Der Vormarsch über die Aalinie bedeutete nichts anderes, als den Kampf mit der Entente, die doch die Esten ausgerüstet und ermutigt hatte. Ich muß aber bei dieser Gelegenheit feststellen, daß der Herr Erich v. Oettingen in meiner Gegenwart Anfang Juni in Berlin die Hoffnung aussprach, daß der Vormarsch bis zur Narowa ausgedehnt werden würde, wodurch er ein ungewöhnliches Maß an poli-

tischer Kurzsichtigkeit dokumentierte. Die Situation hätte sich wesentlich günstiger gestaltet, wenn die Landeswehr in der Defensive geblieben wäre! Allein, es hat nicht sollen sein!

Als ich am 19. Juni auf Veranlassung der Stoßtruppe der Landeswehr aus Stockholm in Riga eintraf, war das Unglück bereits geschehen, d. h. die Landeswehr auf dem Rückwege von Wenden, der schließlich bis hinter die Düna führte.

In Riga war vom Kommandeur der Landeswehr ein junger Truhart als Chef der Polizei eingesetzt worden. Der junge Mann war zu diesem Posten denkbar ungeeignet, weil bekannt leichtsinnig und großsprecherisch. Er endete dann auch sehr schlecht und hat den Ruf der Landwehr sehr geschädigt.

Die Regierung Needra hatte abgewirtschaftet. Ulmanis trat wieder auf den Plan. Die Landeswehr wurde englischem Kommando unterstellt und zwar dem Obristen Alexander. Ich blieb in Riga und später Mitau bis 19. Juli und ging dann nach Berlin, um dort zu versuchen, Hilfstruppen oder Geldmittel zu schaffen. Dort hatte sich unter dem Präsidium von Knorring ein russisches Komitè gebildet, das auch mit deutschen Schwerindustriellen Fühlung und daher Aussicht hatte, auch Geldmittel zu erhalten. Was uns fehlte, war eine anerkannte russische Militärautorität, die als Aushängeschild dienen konnte. Ich hatte diese Frage sehr eingehend in Mitau mit dem deutschen Generalen Grafen v. d. Goltz besprochen, bei welcher Gelegenheit der Graf auf den in Kopenhagen lebenden Generalen Gurko hinwies und mir sagte, daß der ihm bereits diesbezüglich geschrieben habe. Infolgedessen fuhr ich mit dem Russen Derjugin nach Kopenhagen, um den Generalen Gurko zu veranlassen, das Kommando in Mitau zu übernehmen. Unsere Bemühungen waren vergeblich. Der General war nicht gewillt, sich zu exponieren und hatte wohl auch insofern recht, als die Beschaffung der Geldmittel noch keineswegs gesichert war. Wir befanden uns im Circulus vitiosus! Ohne Geld fanden wir keinen Generalen, und ohne Generalen bekamen wir kein Geld!

Da schlängelte sich der sehr eitle und ehrgeizige General Biskupsky heran und gedachte eine Rolle zu spielen. Den wollten aber die russischen Militärs in Mitau nicht akzeptieren, weil sie dort auf den Obristen oder vielmehr Rittmeister Bermont schworen. Diesen Herren hatte ich schon im Juli zu beob-

achten Gelegenheit gehabt und war zu dem Schluß gekommen, daß der Mann nicht ernst zu nehmen sei, schon allein deswegen, weil er von zum Teil sehr fraglichen Elementen umgeben war. Vom Rittmeister zum Obristen hatte er sich selbst befördert. Seine militärische Karriere war in Dunkel gehüllt. Als ich Mitte September 1919 mich in Mitau davon überzeugte, daß sogar mein Schwager Constantin Pahlen und Eduard Nolken zu Bermonts Fahne schworen, gab ich jede weitere Tätigkeit auf, weil mir der Glaube an den Erfolg fehlte. Ich reiste nach Berlin zurück und sorgte noch dafür, daß unser Komitè sich auflöste, denn zu Bermont konnte man kein Vertrauen haben.

Im Januar 1920, als eine französische Militärmission nach Tilsit kam, sollte unsererseits wieder der Versuch gemacht werden, mit ihr in Verbindung zu treten. Es wurde daher eine größere Baltenversammlung in Berlin einberufen, auf der ich den Herrschaften klarzumachen suchte, daß für uns Balten einseitig und ausschließlich alldeutsche Orientierung bei der augenblicklichen politischen Konstellation geradezu verderblich sei und wir daher gut daran täten, diplomatischer zu Werke zu gehn. Diese Mahnung rief einen Sturm der Entrüstung hervor, dem besonders Eduard Stackelberg und Erich Oettingen Ausdruck gaben. Für mich war das ein Anlaß, mich vollständig aus der politischen Arena zurückzuziehen.

Nur im Juni 1920 folgte ich einem Rufe A. v. Oettingens zu einer Versammlung nach Berlin, wo uns Stryk Mitteilung über gewisse politische Möglichkeiten machen sollte. Ich war geradezu entsetzt über die phantastischen Pläne, über die uns Herr v. Stryk Vortrag hielt, und machte Herrn v. Oettingen nachher Vorwürfe darüber, daß er einen solchen Vortrag zugelassen habe. Es fehlte ihm leider das Verständnis dafür, daß man es einer Versammlung schuldig ist, sich, ehe man sie einberuft, davon zu überzeugen, ob der ihr zugedachte Vortrag auch etwas wert ist. Von diesem Augenblick an habe ich mich endgültig von jeder Politik ferngehalten.

Anlage.

Kopie meines Schreibens an den Chef des Generalstabes der VIII. Armee Major Frantz.

Hochgeehrter Herr!

Mit Bezugnahme auf unsere Besprechung bezüglich der Siedlungsfragen beehre ich mich, meine Ansicht über die Behandlung derselben in Kürze darzulegen.

Vorausschicken muß ich, daß die Notwendigkeit der Heranziehung einer größeren Zahl deutscher Kolonisten, um die Eindeutschung des Landes zu fördern, von allen deutschen Balten voll anerkannt wird.

Es kann und darf daher keinem Zweifel unterliegen, daß die Bereitwilligkeit, für diesen gebieterischen Zweck bedeutende Opfer an Land und Geld zu bringen, eine ganz allgemeine ist. Das darf aber nicht davon abhalten, alle die vielen Fragen, teils politischer, teils wirtschaftlicher Natur, die mit dieser Zukunft unserer Heimat so hoch wichtigen Angelegenheit verbunden sind, möglichst eingehend zu prüfen. Es handelt sich zunächst darum festzustellen, welche Landkategorien zu Siedlungszwecken hergegeben werden, ohne volkswirtschaftlich schädigend zu wirken, bzw. welche Ländereien als siedlungsfähig anzusprechen sind, von denen der dritte Teil zur Verfügung zu stellen wäre. Es dürfte wohl keinem Widerspruch begegnen, daß Moore, sterile Heide, Ödland wie Sanddünen und Gewässer, als zu Siedlungsland ungeeignet aus der Berechnung ausgeschlossen werden müßten. Was den Wald anlangt, so scheint mir, daß auch dieses Terrain nicht wird herangezogen werden dürfen, weil in Livland 24 % und in Estland 19 % der Bodenfläche mit Wald bestanden sind, also diese Länder waldärmer sind, als das Königreich Preussen. Berücksichtigt man ferner, daß diese Provinzen wegen vollkommenen Mangels an Kohle einzig und allein auf die Holzfeuerung angewiesen sind, so wird man im Hinblick darauf, daß im Verlauf der vier Kriegsjahre eine starke Devastation der Holzbestände stattgefunden hat, zu dem Schluß kommen, daß eine weitere Verringerung der holzproduzierenden Bodenfläche volkswirtschaftlich große Bedenken erregen müßte, weil dadurch die Gesamtheit schwer geschädigt werden könnte. Es kommt daher bei Berechnung des Drittels für die geplante Besiedlung durch Kriegsteilnehmer und deutsche Einwanderer aus Deutschland und Rußland zunächst alles landwirtschaftlich genutzte Land der Rittergutsbesitzer in Frage, wobei darauf hinzuweisen ist, daß bei zunehmender Bevölkerung gewiß weite Strecken der zur

Zeit als wilde Weiden genutzte Ländereien mit Erfolg in Ackerland werde umgewandelt werden können. Das Drittel dieses Areals würde in Livland ca. 260 000 ha betragen.

Im Hinblick auf den sehr verschiedenen Arealumfang und die hypothekarische Verschuldung der einzelnen Güter ist es aber nicht gut möglich, die Bestimmung zu treffen, daß ganz mechanisch von jedem Gute ein Drittel abzuteilen sei.

Es wird daher außer der obligatorischen Landlieferungspflicht eines jeden Gutsbesitzers eine Regelung der Siedlungsfrage auch in dem Sinne erwogen (werden müssen? HF), daß die Ritter- und Landschaft den Ankauf und Verkauf des Siedlungslandes an die Siedlungsgesellschaften übernimmt und die Differenz zwischen dem freihändigen Ankauf und dem der Übergabe an die Siedlungsgesellschaft in Abrechnung (wohl Anrechnung? HF) zu bringenden Vorkriegspreise auf die Rittergutsbesitzer als besondere Auflage umgelegt. Man glaubt auf diesem Wege dasselbe Ziel ohne wirtschaftliche Erschütterung erreichen zu können. Eine eingehende Beratung dieser in die Privatrechte des einzelnen eingreifende Angelegenheit ist auf dem Landtage unvermeidlich. Nun fragt es sich, ob es im gegebenen Zeitpunkt angebracht erscheint, diese Frage öffentlich zu verhandeln. An der Beratung würden die auf dem Landtage stimmberechtigten Gutsbesitzer estnischer und lettischer Nationalität teilnehmen.

Es ist daher nicht zu vermeiden, daß die Siedlungsfrage auch in den estnischen und lettischen Kreisen zur Besprechung gelangt. Jedem mit unseren Verhältnissen Vertrauten kann es nicht zweifelhaft sein, in welch unliebsamer Weise Letzteres geschehen wird und in welchem Umfang diese Frage als Agitationsmittel gegen das Deutschtum ausgebeutet werden kann.

Ich halte mich für verpflichtet, dieses Bedenken zur Kenntnis der Ob. Heeresleitung zu bringen, weil es mir notwendig erscheint, alles zu vermeiden, was die nationalen Gegensätze verschärfen könnte, bevor die staatsrechtliche Frage geklärt ist.

Sollte jedoch die Oberste Heeresleitung gegen die Verhandlung dieser Frage auf dem 9. Juli zusammentretenden Land-

tage keine Bedenken haben, so wird sie dem Landtage zur Beschlußfassung vorgelegt werden.

Genehmigen Ew. Hochwohlgeboren die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung und Ergebenheit

Dorpat den 22. Juni 1918

Landmarschall: A. Baron Pilar

Abschrift des Telegramms vom 5. Juli 1918

An das Gouverment Riga
Nachstehendes Telegramm umgehend an Landmarschall Baron Pilar bestellen

Oberste Heeresleitung bittet aus politischen Gründen die Siedlungsfrage im Landtage nicht zu besprechen. Die Frage soll noch weiter geklärt werden und müßte gegebenenfalls auf einem außerordentlichen Landtage beraten werden.

Frantz Major — A. O. K. No. 1701/18.

aufgenommen am 5. 7. 18 10 Uhr 30 min.

An Gouvernement Riga:
nachstehendes Telegramm umgehend bestellen an Landrat Sivers — Roemershof

Vorschlag des Landrats von Sivers hat den Beifall der Obersten Heeresleitung gefunden Oberste Heeresleitung bittet aber, aus politischen Gründen, die Siedlungsfragen im Landtage noch nicht zu besprechen. Die Frage soll noch weiter geklärt und müßte dann gegebenenfalls auf einem außerordentlichen Landtage beraten werden,

Frantz Major — A. O. K. 8 rm l e nr. 1701/18 p ˣ

Gedächtnisrede

auf den weiland Livl. Landmarschall **Baron Adolf Pilar von Pilchau**
gehalten auf dem Verbandstage des Livl. Adelsverbandes durch den Kreisdeputierten Baron Eduard von Nolcken-Moisekatz Berlin d. 19. 9. 1925

Meine Herren, Glieder der Livländischen Ritterschaft!

Es ist mir seitens unseres Vorstandes der ehrenvolle Auftrag geworden zum Beginn der heutigen Versammlung, der ersten,